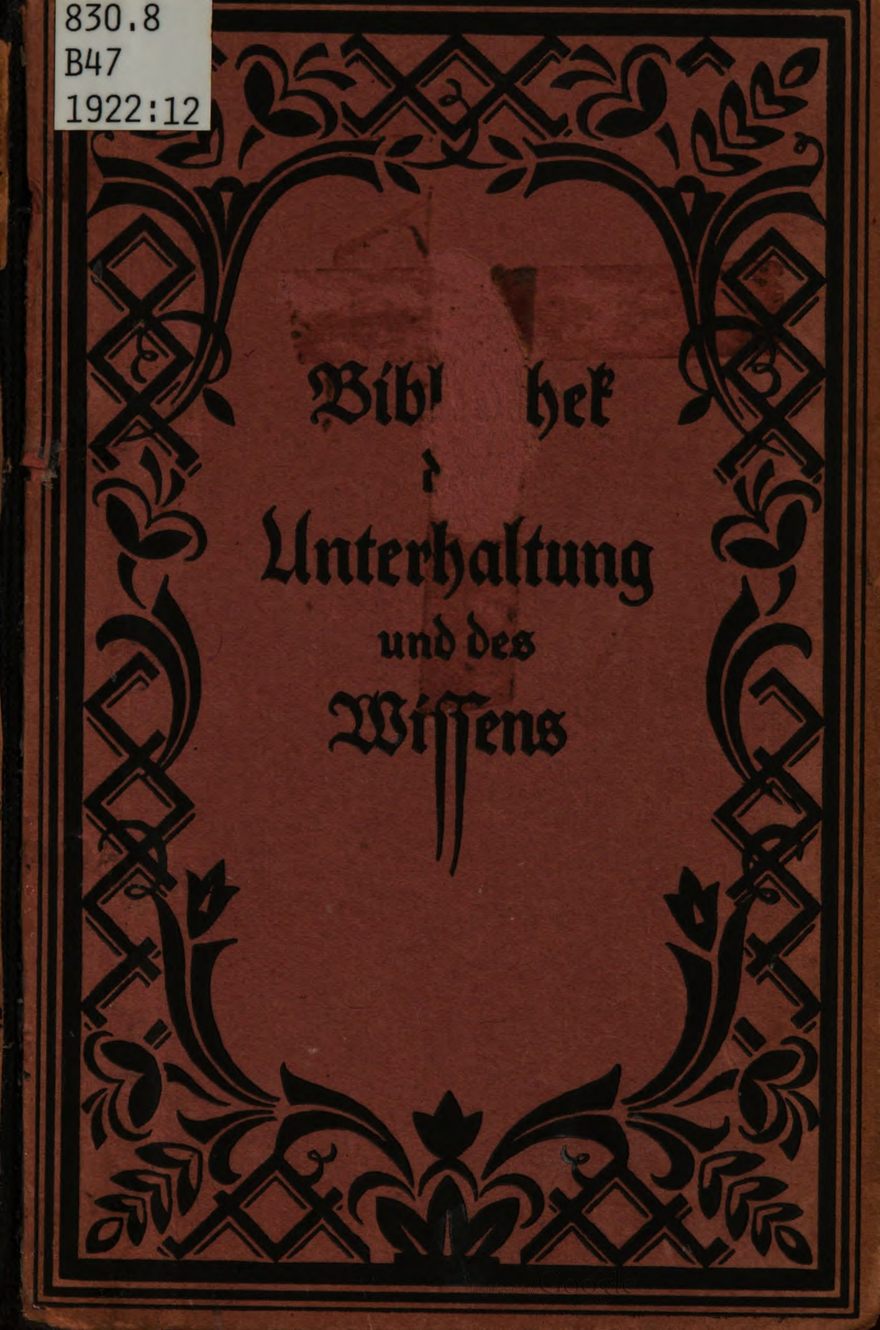
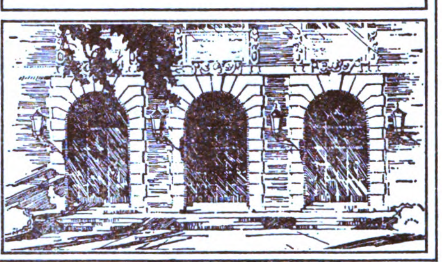

Unterhaltung
und des
Wissens





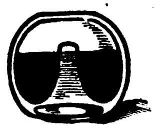


Union ... eipzig

Spar ... r den Haus-
halt ... hläge.
Von ... Mark.

Das ... it dem
Vorhan ... der Zu-
taten a ... s letzte
ausnütz ... digkeit.

Zu ... gen






Zu der Erzählung „Sturmflut“ von A. Gaber. (S. 18)
Originalzeichnung von A. Wald

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-
beiträgen von hervorragenden
Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen



12. Band
Jahrgang 1922

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Sturmflut / Erzählung von A. Gaber / Mit Bildern von Adolf Wald 7

Die Leute von Schloß Waldau / Roman von Emmy von Winterfeld-Warnow / Fortsetzung 19

Die Dinkelsbühler „Kinderzeche" / Von Markus Seibert / Mit 11 Bildern 75

Einiges über Gemüsedüngung / Von Dr. Hugo Fischer 90

Kultur und Naturleben / Zum Aussterben unserer Störche / Von Maurus Eckart / Mit 7 Bildern. 103

Mutter / Erzählung von Gertrud Reiser . . 123

Färben von Stoffen im eigenen Haushalt / Von Dr. A. Ganswindt 138

Wie dient die naturwissenschaftliche Forschung dem Leben? / Von Dr. Valentin Bromig / Mit 19 Bildern 145

Die Neubelebung der deutschen Perlenfischerei / Von Dr. Hans Friedrich 166

Orientalische Geschichten / Von Adolf Stark 173

Mannigfaltiges

Zerlegbare Boote aus Duralumin / Mit 2 Bildern 177
Die „gefütterten" Elemente 180
Die Wichtigkeit der Bodenbakterien 183
Was es einmal alles geschlagen hat 185
Bienenstichbehandlung gegen Rheumatismus 188
Knotenzauber 190
Alte Wahrheiten 192

Sturmflut

Erzählung von A. Gaber
Mit Bildern von A. Wald

Mitten in der Heide hatte sich Frank Dessin ein Häuschen erbauen lassen. Es war wohl mehr eine Laune von ihm, als ein Muß; er hätte das kleine Grundstück, das ihm durch eine Erbschaft zugefallen war, auch verkaufen oder verpachten, und in der unweit gelegenen Stadt wohnen bleiben können. Aber er hatte die Natur von jeher geliebt.

Auf der einen Seite erhob sich die waldbewachsene Höhe, gegenüber erblickte man das Städtchen auf welligem Hügelland — das Grundstück lag wie in eine Mulde eingebettet.

Erich Fries, ein Vetter Franks, hatte den Bau ausgeführt, während sich Frank auf einer Geschäftsreise befunden hatte.

Die Beziehungen zwischen Frank Dessin und seiner Frau Maria waren zu jener Zeit nicht besonders herzlich gewesen. Der Tod ihres ersten Kindes, dessen Ursache Frank einer Unachtsamkeit Marias zuschrieb, war der Grund tiefer Verstimmung zwischen den Ehegatten gewesen. Frank hing an der kleinen Ruth mit zärtlichster Liebe. Er war überhaupt eine leidenschaftlich nach Zärtlichkeit und Hingabe verlangende Natur, die sich von Marias keuscher Herbheit oft abgestoßen fühlte. Monatelang war er dann fortgewesen, und es sah fast aus, als sei diese zeitweilige Entfremdung zwischen den Gatten der Vorbote einer endgültigen Trennung.

Maria hatte dem Bau des Häuschen nicht widerstrebt;

aber als es bezogen werden sollte, erhob sie doch Einwendungen dagegen. Die Lage fand sie nicht gesund; auch sei es zu weit entfernt von der Stadt, so daß ihr alle häuslichen Anschaffungen erschwert würden. Der Weg sei uneben und Sommer wie Winter gleich beschwerlich.

Maria sah matt und verfallen aus zu jener Zeit, so daß Frank einen Arzt zu Rate zog, um dem Ausbruch einer etwaigen schweren Erkrankung vorzubeugen. Der Doktor erklärte jedoch, nachdem er die junge Frau gesehen und gesprochen hatte, zu Besorgnissen sei kein Anlaß vorhanden; Frau Maria werde binnen einigen Monaten einem Kinde das Leben geben.

Frank war glücklich, als er dies vernahm. Also noch einmal zog das Glück bei ihm ein; die kleine, unvergeßliche Ruth sollte wiederkehren, sollte ihnen aufs neue geschenkt werden. Zart und scheu, wie um etwas Heiliges, trug er unermüdliche Sorge um seine junge Frau. Eine Pflegerin wurde ins Haus genommen. Frank hatte lange zuvor eine Linde vor das Haus setzen lassen. Im Schatten dieses Baumes konnte Maria, sobald sie das Häuschen verließ, Schutz vor den Sonnenstrahlen finden.

Erich Fries war längst wieder fortgezogen; größere Bauaufträge hatten ihn nach einer fernen Stadt gerufen, und man hörte fast nichts mehr von ihm. Er war kein fleißiger Briefschreiber.

Im Herbst widerfuhr den Ansiedlern eine unwillkommene Überraschung. Holzfäller erschienen, um den Wald auf der Anhöhe abzuschlagen. Die kohlenarme Zeit machte die Vorsorge anderen Brennmaterials für die Bevölkerung nötig.

Frank sah besorgt zu der immer kahler werdenden Anhöhe empor. Für ihn war ja die Frage, ob die Höhe waldbestanden sei oder nicht, wichtig genug. Der Wald hatte

seinem Häuschen Schutz geboten. Jetzt, da es den Stürmen preisgegeben war, die von der Höhe herabgerast kamen, wurde die Lage bedenklich. Gern wäre er während des Winters in die Stadt übergesiedelt, Marias und des kleinen Will wegen, der an einem heißen Augusttage zur Welt gekommen war. Aber die Wohnungsnot machte seinen Plan unmöglich.

Maria zeigte sich befremdlich gleichgültig gegen die Vereitlung dieses Planes. Sie erklärte, wenn es stürme, würde sie kaum aus dem Zimmer gehen, die Pflegerin besorge ja alles aufs beste, und außerdem habe sich Cousine Edith zu Besuch auf einige Wochen angemeldet, so daß die Stille und Einsamkeit ihr nicht besonders fühlbar werden könne.

Frank war mehr als sonst in der Stadt beschäftigt; er verließ morgens das Haus und kehrte erst am späten Nachmittag wieder dahin zurück.

Eines Abends wartete er auf dem kleinen Bahnhof, um Edith Timmer, die Cousine seiner Frau, abzuholen.

Sie kehrten, da Edith nach einer Erfrischung Verlangen trug, in dem kleinen Bahnhofrestaurant ein, wo Frank für beide Tee bestellte.

„Ihr habt wieder ein Kind!" sagte Edith. Ihre Augen blickten rätselhaft. „Sieht es dir ähnlich?"

„Das könnte ich nicht behaupten," erwiderte Frank.

„So. Nun, dann gleicht es wohl Maria, nicht wahr?"

„Das läßt sich nicht so mit einem Wort sagen. Du wirst dir nachher selber ein Urteil bilden können."

Nach einer Weile fragte Edith: „Nicht wahr, Erich Fries verkehrte damals oft bei euch?" Sie sah unter halbgeschlossenen Wimpern in das trübe, flackernde Licht der Gaslampe.

„Er war häufiger Gast bei uns zu jener Zeit," gab

Frank zu. „So genau weiß ich das nicht; ich war ja verreist."

Edith trank gleichmütig ihren Tee. Dann sprach sie weiter: „Warum sollte Erich nicht oft bei Maria geweilt haben? Sie kannten sich von Kindheit an, und mochten sich immer gern. Ich glaubte sogar eine Zeitlang, sie würden sich heiraten. Aber dann kamst du ..."

„Bist du fertig?" fragte Frank. Es klang barsch.

„Ja, wir wollen gehen." Ediths Stimme schmeichelte. „Maria wird uns ungeduldig erwarten."

Edith blieb nicht lange in dem kleinen Häuschen. Nach zehn Tagen reiste sie wieder ab. Auch diesmal begleitete Frank sie durch die Stadt zum Bahnhof. Aber sie sprachen wenig miteinander.

„Ich komme später einmal wieder," sagte Edith, als sie aus dem Abteilfenster zu Frank hinunterblickte. Ihre Hand, die er widerstrebend erfaßte, war heiß und feucht.

„Auf Wiedersehen ..." sagte Edith. Statt ihre Hand aus der seinen zu lösen, suchte sie die seine festzuhalten. Dem suchenden Blick Ediths wich Frank aus.

Langsam begannen die Räder zu rollen; da löste Frank seine Hand mit jähem Ruck, hob den Hut noch einmal und ging dem Ausgang zu, ohne sich nach Edith umzusehen.

Eifersucht quälte ihn; immer wieder umkreisten seine Gedanken Erich — und Maria. Er versuchte sich alle Einzelheiten jener Zeit ins Gedächtnis zurückzurufen. Je länger er nachdachte, umso mehr wuchs sein Mißtrauen, sein Verdacht. Und wenn er Klein-Will sah, der auf dem Arm der Pflegerin saß, blonde Löckchen über schimmernden Augen in der Farbe der Glockenblumen, dann preßte er die Lippen zusammen und ging mit abgewendetem Gesicht am Spiegel vorbei, um nicht sein dunkeläugiges,

von glattem schwarzem Haar umrahmtes Antlitz zu sehen.

Maria hatte braune Zöpfe und braune Augen.

Seltsames Naturspiel! Wie kamen sie zu einem blonden, blauäugigen Kinde?

Erich Fries war blond.

Die Entfremdung zwischen den Gatten wuchs von Tag zu Tag. Edith konnte zufrieden sein mit dem Werke, das wohl allein die Ursache ihres Kommens gewesen war. Sie schrieb häufig und erkundigte sich dann immer eingehend nach Klein-Wills Befinden. Sie erwähnte des blonden, blauäugigen Buben fast auf jeder Seite. Wütend warf Frank ihre Briefe aus der Hand; aber das Gift, das sie enthielten, hatte seine Seele eingesogen.

Maria verhielt sich still.

Nun blieb Frank täglich noch länger fort als sonst. —

Weihnachten ging vorüber, aber es brachte keine Liebe ins Haus. Wohl brannten die Lichter am Baum, wohl hatte Frank Maria beschenkt, und auch sie hatte ihm Aufmerksamkeiten erwiesen. Etwas stand zwischen ihnen — aber Liebe war es nicht.

Draußen umtobte der Sturm das Haus, und in einer Nacht war das Häuschen von dicken Schneemassen bedeckt.

Frank griff zur Schaufel, um sich einen Weg durch die Mulde bis zur Landstraße zu bahnen. Schweiß rann ihm von der Stirn; aber er verdoppelte seinen Eifer noch.

Und wieder flossen die Tage hin im steten Gleichmaß der Pflichten. Wenn Maria aus dem Häuschen blickte, sah sie das weite Schneegefilde wie eine weiße, unübersehbare Öde um sich gebreitet. Sie starrte in das blendende Licht, als könne es die Schatten vertreiben, die in ihrer Seele nachteten.

Frank benahm sich so sonderbar seit einiger Zeit. Sie

hatte allerlei kleine Beobachtungen gemacht, und ihnen nachsinnend, Verbesserungen gefunden, die nötig waren, um das Häuschen für den Fall plötzlich eintretenden Tauwetters zu schützen. Aber sie wagte es nicht, Frank davon zu sprechen. Vielleicht peinigten ihn geschäftliche Sorgen, deren Last sie durch eigene Anliegen nicht noch mehr steigern wollte. Es würde ja auch so gehen. ...

Helle, glitzernde Vollmondnächte breiteten ihren Schimmer um das Häuschen. Wenn Maria in den Kissen lag, das Kind im Arm, war es ihr, als läge sie in lauter silbernem Lichte. Dann dachte sie: „Stark und rein, mein Kind — so sollst du werden."

Draußen brauste der Sturm. Dann hob Maria lauschend den Kopf und spähte nach dem Schritt Franks, der von Tag zu Tag müder klang.

Das Wetter schlug um; der Wind hatte sich gedreht; jetzt blies er über den öden, abgeholzten Hang herab, Splitter, welkes Laub und dichte Flocken vor sich her jagend.

Die Pflegerin bat um die Erlaubnis, auf einige Tage zu einer Hochzeit reisen zu dürfen. Maria, die sich in diesen Wochen wohler fühlte und auch das Kind gedeihen sah, willigte gern ein. Die Pflegerin mochte sich aus der winterlichen Öde des Häuschens nach Zerstreuung sehnen. Maria dachte an früher und verstand sie. Jetzt freilich — jetzt hatte sie ihr Kind, und das war ihre Welt und ihre Freude.

Aber als Frank, unmutig über die erteilte Erlaubnis, erklärte, daß auch er zwei Tage lang fernbleiben müsse, wurde Maria bange. Sollte sie allein in dem Häuschen bleiben? — Sie hätte gern Frank gebeten, sie für diese Zeit in der Stadt irgendwo einzuquartieren; aber sie wagte es nicht, als sie seine finstere Miene sah.

„Hättest du doch das Mädchen nicht fortgelassen," sagte er zuletzt, „wir bekommen Tauwetter."

„Es wird schon gehen," erwiderte Maria mutig. „Ich werde das Haus nicht verlassen. Du kommst ja doch auch bald wieder."

„Übermorgen!" Das war sein letztes Wort.

Sommerliche Wärme brach herein, als Maria am nächsten Morgen das Fenster öffnete. Sie atmete in vollen Zügen die reine Luft. Sonnenschein lag auf den weiten Schneefeldern. Überall bemerkte man schwarze Löcher im Schnee, in denen sich gluckſende Rinnsale bildeten.

Da sah Maria besorgt den Hang hinauf. „Wenn das so weiter geht, Gott behüte uns!"

Noch nie hatte sie Ähnliches erlebt. So war sie sich der großen Gefahr nicht bewußt, die sie umlauerte.

Ihr Kind fest an sich gepreßt, verbrachte sie die Nacht in unruhigem Schlummer.

Am Morgen war der Schnee verschwunden. Trübes, gluckſendes Wasser brandete um das kleine Haus. Von der Höhe her strömten wilde, gelbbraune Fluten herab, auf das Häuschen zu.

Irgendwo mußte das Wasser eine brüchige Stelle gefunden haben. Maria bemerkte mit Bangen, daß der Keller voll Wasser stand. Während der Nacht hatte das Wasser fortgewütet; mehr als zwei Hände wären nötig gewesen, um ihm wirksam zu begegnen.

Maria bettete das Kind zum Schlafen, beobachtete noch ein Weilchen seinen Schlummer, stellte das Körbchen sacht auf zwei Stühle und begann die Ritzen zu verstopfen, durch die von unten her gluckſendes Wasser eindrang.

Die Mühe war vergeblich.

Je mehr sie sich plagte, umso schneller sprangen die

kleinen Quellen auf. Und als wollten sie ihre Macht auch hier im Raume zeigen, hoben sie die beiden Stühle, auf denen das Bettchen mit dem schlummernden Kinde stand.

Da nahm Maria das Kind in den Arm, um es nach oben zu tragen.

Als sie die Tür zur Diele öffnete, über die der Weg nach der Treppe führte, strömte ihr auch von dort das trübe, gelbe Wasser entgegen. Draußen schwoll die Flut immer höher, und der Sturm jagte Eisstücke gegen die Wände; krachend stießen sie gegen die wankende Holztür.

Verzweifelt sah Maria sich um. Es blieb kein Ausweg: sie mußte nach oben. Doch da war es kalt. Sie hatte seit einigen Tagen nicht mehr in den oberen Räumen geheizt, weil die beiden unteren Zimmer ihnen zum Aufenthalt genügten.

Und nun splitterte und krachte es über ihr. — Der Sturm hatte die Fenster eingedrückt.

Wollte sie sich retten, dann mußte sie fliehen, den Weg zu gewinnen suchen, der zur Stadt führte. Gelang ihr das, dann waren sie geborgen. Gegen die Zerstörung, die das Wasser dem Hause zufügte, war sie machtlos.

Sie nahm eine große Schlafdecke, hüllte das Kind hinein, schürzte sich das Kleid, nachdem sie Schuhe und Strümpfe zusammengebunden und über die Schulter gehängt hatte, zog eine warmgefütterte Jacke an und trat, das Kind fest im Arm, hinaus in den wilden Sturm.

Aber da sah sie, daß ihr Beginnen unmöglich war; sie kam nicht vorwärts, das Wasser stand höher, als sie es gedacht hatte. Zudem gab es Tiefen auf dem Felde, die ihr im Sommer wohl gut bekannt waren, die sie jetzt aber nicht zu vermeiden vermochte.

Verzweifelt schaute sie sich um.

Weiter war das Wasser gestiegen. Breite Fluten, die



von der Höhe herabstürzten, fanden keinen Abfluß; die Halde sah aus wie ein weiter, trüber, mit schmelzendem Schnee und Eisstücken bedeckter See.

Da sah Maria von der Landstraße her einen flachen Nachen durch das Wasser kommen. Ein Mann saß darin, mit kräftigen Stößen den Kahn treibend.

Er kam nur langsam vorwärts.

Marias Augen weiteten sich angstvoll. Würde es ihm gelingen, sie zu erreichen? — Es hielt schwer, denn der Mann hielt gegen den Sturm. Wer war der Retter? — Frank? — Nein! Sie erkannte blondes Haar, das im Winde wehte.

Vielleicht war es Erich.

Da regte sich das Kind, streckte das Köpfchen ein wenig, das Mützchen war zur Seite gerutscht, so daß man kleine, blonde Löckchen sah.

Seltsam, schoß es Maria durch den Sinn. Seltsam, daß unser Kind blond ist; Erich ist auch blond. —

Erneut setzte der Sturm ein.

„Blond wie Erich." Wer hatte die Worte gesprochen? Edith war es.

Marias Herz erbebte. Jähe Erkenntnis ward ihr durch das Geschehen der letztvergangenen Zeit. Sie dachte an ihren Mann, sein verändertes Benehmen, den lauernden Argwohn, der zuweilen in seinem Blick lag, wenn er Klein-Will betrachtet hatte.

War es denn möglich? Konnte Frank sie des Treubruchs für fähig halten? Konnte er denken, daß Will nicht sein Kind sei?

Vor ihren Augen wurde es dunkel. Sie brach lautlos zusammen.

Um Marias zusammengesunkene Gestalt spülte das Wasser; aus ihren Armen glitt das hilflose Kind. —

Der kleine Nachen hatte zurückkehren müssen, ohne Rettung gebracht zu haben. Erbittert stieg der Mann wieder auf festen Grund. „Das ist mir noch nie vorgekommen," sagte er zu den beiden Herren, die, eben von der Stadt kommend, erschrocken auf die Verwüstung schauten. „Hätte ich Hilfe gehabt, dann wäre es gegangen. Der Kahn ist gut."

„Voran!" sagte Frank. Sein Gesicht war fahl, sein Blick düster.

Maria war aus ihrer Betäubung erwacht. Jammernd streckte sie die Arme nach dem Kinde aus, das in den Zweigen der Linde hängen geblieben war. Noch schmiegte sich die Decke um die zarte Gestalt, und die Zweige der Linde hielten es fest. Leise wiegend hielten sie das Kind über dem Wasser. Sein Wimmern verstummte.

Marias Hilferuf klang gellend durch den Sturm.

„Das Kind, rettet das Kind!" rief Frank. Mit einem Satze sprang er in den Kahn.

„Es ist unmöglich," sagte Erich hoffnungslos. „Man kommt gegen den Sturm nicht an. Du siehst ja, Maria ist wieder auf den Füßen. Sieh — jetzt holt sie eine Stange, sie versucht das Gezweig der Linde herabzuziehen. Das Haus bietet ihr Schutz gegen den Sturm. Aber wir . . ."

„Vorwärts!" herrschte Frank ihn an. Bleich vor Angst waren seine Lippen. Aber auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck zähen Wollens.

„Komm!" rief er noch einmal Erich zu.

„Es ist zwecklos. Du siehst doch, Maria steht auf festem Grund. Und das Kind — wer weiß, ob es noch lebt oder ob es davonkommen wird. Sei vernünftig, Frank. Ihr scheint Unglück mit euren Kindern zu haben."

Ohne ihn anzusehen, stieß Frank die Ruder ins Wasser.

Angst war in ihm um das Kind. Was galt ihm da sein Leben? — Das Kind mußte er retten, sein Kind!

Jetzt fühlte er klar: die Stimme, die ihn rief, das Kind zu retten, war die Stimme des Blutes.

„Mein Kind! Ja, du bist mein. Heute sollst du zum zweiten Male mein werden!"

Die Liebe gab ihm übernatürliche Kräfte. Das Unglaubliche, Unmögliche geschah. Frank erreichte die Linde. Aus ihren Zweigen glitt das Kind in seine Arme.

„Mein Kind!" sagte er leise und schaute zärtlich auf das blonde Köpfchen, blickte tief in die strahlenden blauen Augen. Er glaubte, um den kleinen Mund das Lächeln des Erkennens zittern zu sehen.

Maria stand auf der Schwelle des Hauses. Ihre Finger umklammerten den Türpfosten.

Frank eilte die Stufen hinauf und legte der aufjauchzenden Frau die kleine Gestalt in die Arme*.

Dann zog er die Haustür hinter sich zu.

„Wir werden hier bleiben und warten, bis sich der Sturm gelegt hat. Komm, Maria. Wir wollen gemeinsam arbeiten, uns vor den Fluten zu sichern. Doch zuerst laß uns für unser Kind sorgen."

Sie löste den Knaben behutsam aus den Hüllen und bettete ihn warm. Tränen entflossen ihren Augen.

„Maria!" Abbittend sah Frank seine Frau an.

Über dem sich wohlig dehnenden Körperchen des geretteten Kindes gaben sich die Gatten die Hände.

---

* Siehe das Titelbild.

Die Leute von Schloß Waldau

Roman von Emmy von Winterfeld-Warnow

Fortsetzung

Es war mehrere Tage später. Frau Kastellanin stand bei Johann in der Küche. Er öffnete eine eben angekommene Kiste mit Austern.

Der Arzt fand Frau Evas Gesundheit gar nicht nach seinem Wunsch und hatte deshalb angeordnet, daß täglich eine Sendung Austern für sie geschickt werden sollte. Auch eine Badereise für den Sommer hatte er für nötig erachtet. Ihre nach der Geburt des Kindes immer noch angegriffene Gesundheit hielt alle die Erregungen nicht aus, die ihr diese Zeit brachte. Gerade weil sie sich krampfhaft bemühte, niemand merken zu lassen, daß sie litt.

Auch Ottilie hatte die Erkältung noch nicht überwunden, die der Unfall mit dem Pferde nach sich gezogen hatte. Sie klagte über Halsschmerzen. Man hörte keinen Gesang. Kein fröhliches Lachen wie sonst.

Fritz Waldau war wenig daheim. Das blasse Antlitz seiner Frau war ihm ein dauernder Vorwurf. Er suchte Ottilien zu entgehen. Es war, als sei der Höhepunkt seiner Leidenschaft jener Tag gewesen, da er ihr die Brillanten mitbrachte. Er sah sie jetzt gar nicht allein.

Ottilie hatte noch nicht einmal ihren Dank für das Geschenk anbringen können. Diese Verpflichtung lag wie ein Stein auf ihrer Seele. Wie konnte sie den Schmuck behalten, ohne dafür zu danken? Sie wollte es in Evas Gegenwart sagen. Aber sie brachte die Worte nicht über die Lippen; sie fürchtete Evas Augen. Dies reine Herz wollte sie nicht zu Tode treffen.

Dann dachte sie daran, zu schreiben, aber auch das vermochte sie nicht. So oft sie die Feder ansetzte, überflutete sie eine heiße Blutwelle, trotzdem sie allein war.

Sie schämte sich, zu schreiben, daß sie dies Geschenk behalten hatte, bereute es fast und wünschte, nie vor die Wahl gestellt worden zu sein. Zudem fühlte sie sich nicht wohl. Die Erkältung hielt so lange an. Ihr fehlte etwas, wenn sie nicht singen konnte, denn der Gesang lag ihr doch am meisten am Herzen.

Was war ihr schließlich Fritz Waldau? — Sie hatte ihn ja nie geliebt; ein Sinnenrausch war es gewesen; es hatte ihr geschmeichelt, wenn er ihr huldigte, war er doch der erste gewesen, den ihr Gesang bezauberte. Es war ihr auch ein Triumph gewesen, über diese sanfte, schöne Eva in seinem Herzen zu siegen.

War dann die Sünde nicht noch viel größer gewesen, als wenn sie ihn geliebt hätte? Wenn alles durch Liebe geheiligt gewesen wäre? Sie nahm seine Huldigung an. Die eines verheirateten Mannes. . . . Hatte sie nicht Eva bittere Stunden genug bereitet, seit sie mit ihrem Mann kokettierte? Hatte sie nicht die arme Frau seiner Aufmerksamkeiten beraubt? Hatte sie ihr nicht vielleicht seine Liebe genommen?

Wenn ein Mann einem Mädchen solche Geschenke macht, liebt er sie doch wohl.

Heiß überlief es sie. Sie sprang auf und ging unstet im Zimmer hin und her.

Dieses schreckliche Geschenk, dessen Wert sie nur ahnte! Sie konnte ja nicht wissen, daß sie Fritz zum Spiel und zur Vernachlässigung seiner Arbeit getrieben hatte. Sollte sie Eva den Schmuck geben? Ihr sagen, ich liebe deinen Mann nicht, will ihn dir nicht nehmen? Nein, das konnte sie nicht aussprechen. Wußte nicht, wie sie es vorbringen

sollte. Sie hätte nichts zu sagen gewußt, wenn Eva sie mit so vorwurfsvollem, traurigem Blick angesehen hätte wie damals in Friedberg, als Fritz sie vom Pferde hob. Und dann der Kuß! ... Hatte sie ihn wirklich geküßt? Seine Huldigungen hatten sie ganz geblendet. Sie wußte es jetzt. Oh, diese unglückselige, diese geliebte Stimme! Sie hatte ihr Glück bringen sollen, und nun gleich am Beginn ihrer Laufbahn brachte sie solches Unheil über so ein holdes, unschuldiges Geschöpf wie Eva.

Würde sie ihre Natur auch später nicht zügeln können? Würde sie, auch wenn sie erst nicht wollte, doch wieder solche Geschenke annehmen, deren sie sich später schämen mußte? Oder würde sie sogar abstumpfen gegen dies Gefühl der Scham, würde sie ein kokettes, leichtfertiges Mädchen werden, das nur danach trachtete, die Männer zu ihren Füßen zu sehen? Und sich schmücken zu können mit Perlen, an denen die Tränen vernachlässigter Gattinnen oder Bräute hingen?

Jetzt weinte sie Tränen bitterer Scham über sich selbst.

Ach, es ist doch ein schwerer Weg, der einer Bühnenkünstlerin; ihr guter Pflegevater hatte recht gehabt. Es gehörte ein ernster Wille, ein fester Charakter dazu, nur an die Kunst zu denken. Ein gefestigter Charakter, um den Versuchungen zu widerstehen. Ob sie den besaß? Sie zweifelte jetzt daran.

Auf einmal wußte sie, was sie tun konnte. Zu Frau Runge wollte sie gehen. Dieser edlen Frau mit dem gütigen Herzen wollte sie beichten. Vielleicht konnte sie dann auch bei ihr den Rest ihrer Ferien verbringen, und Fritz und Eva würden sich, wenn sie allein blieben, am ersten wieder zusammenfinden.

Unten in der Küche herrschte eine weniger düstere und trübe Stimmung.

Johann sollte die Austern öffnen, das wollte ihm bei den auf Eis verpackten, kalten Dingern gar nicht so recht gelingen. Da kam der Inspektor herein, um den Mädchen einen Auftrag zu geben, und sah die Austern.

„Warten Sie mal, Johann, ich will Ihnen helfen. Aber wenn ich mich nützlich mache, beste Frau Kastellanin, dann lassen Sie mich auch mal eine einzige kosten. Champagner kenne ich, aber Austern hab' ich noch nie gegessen. Das geht doch nicht! Ich habe immer schon gewünscht, einmal eine zu versuchen."

„Nun, das sollen Sie haben, Kohlmann. Doch zweifle ich, daß Sie besonderen Gefallen daran finden."

„Oho! Meinen Sie, ich hätte keinen guten Geschmack? Also, Johann, ich nehme mir mal diese."

Er ergriff die Schale und machte sich daran, die Auster mit Messer und Gabel zu behandeln.

Johann rief: „So geht das nicht. Erlauben Sie mal, man muß sie nur lösen, Herr Inspektor, und dann die Schale an den Mund setzen."

„Woher wissen Sie denn das?"

„Na, ich habe doch schon oft genug gesehen, wenn bei Tisch Austern gegessen worden sind, muß Ihnen aber offen gestehen, ich finde gar nichts dran. Ich mag das Zeug nicht. Mir scheint, die meisten Leute essen sie auch nur, weil's eben so Mode ist. Aber darauf gebe ich nichts."

Der Inspektor behandelte nun die Auster, wie es ihm Johann weiter erklärte. Endlich war das so weit. Doch als ihm die Auster so kalt und glatt hinunterrutschte, sprang er auf, schüttelte sich, zuckte nachdenklich die Schultern und sagte dann endlich: „Na, drunten wäre sie nun glücklich. Aber jetzt muß ich schon auch sagen, was Besonderes scheint mir der Genuß nicht. Brr! Hoffentlich

wird mein guter Magen damit fertig und nimmt mir den Spaß nicht krumm."

Line stand dabei; sie fand die Geschichte komisch.

„Herr Kohlmann, Sie haben den Pfiff noch nicht weg. Da sollen Sie mal sehen, ich kann's besser. Sie müssen so 'ne Auster nicht mir nichts dir nichts 'runterschlucken. Da schmecken Sie freilich nichts davon. Durchbeißen muß man sie. Ich kenne das. Die Gnädige hat mir schon früher zuweilen mal eine gegeben."

Kohlmann schüttelte sich nochmals. „Ich danke für die Belehrung und das Vergnügen. Ich habe genug. Das hab' ich nun einmal versucht und will's nicht nochmal probieren. Gekostet habe ich ja nun. Aber ich muß schon sagen, mir ist eine dicke Erbssuppe und ein schönes Stück Pökelfleisch lieber. Oder so ein süßer Pudding! Das ist auch etwas für meinen Schnabel."

Die Kastellanin lachte. Sie wollte zuerst ein derberes Wort aussprechen, bedachte sich aber, das vor den Leuten zu tun, und sagte: „Jedenfalls sind Sie einfach in Ihren Ansprüchen gewesen, daß Sie sich das nie in Ihrer Jugend geleistet haben."

„Ja, anspruchslos war ich. Da haben Sie recht! Ich hab' auch nie bei den Nachbarsleuten Äpfel und Birnen gestohlen. Das konnte ich nie leiden. Und nachsitzen mußte ich in der Schule auch nur einmal."

„Da sind sie also ein richtiger Musterknabe gewesen. Man merkt das ja auch heute noch. So was verliert sich nicht."

„Ja, ein Musterknabe bis auf die Liebe! ‚Das ist die Liebe in Gottes Welt, die Herzen und Menschen zusammenhält!'" sang er. „Die Liebe hat denn auch sozusagen immer eine große Rolle in meinem Leben gespielt."

„Ja, was wäre das auch für ein Leben, in dem sie das nicht täte?"

Die Kastellanin hatte das mit einem so besonderen und gedankenvollen Ausdruck gesagt, daß es auffallen mußte.

Line stieß Johann in die Seite und kicherte leise.

Von Herzen gefühlvoll, mit gen Himmel gerichteten Augen schmachtete Herr Kohlmann: „So? Teuerste Frau Kastellanin wissen also auch die Macht der Liebe zu schätzen?"

Lachend schüttelte sie die träumerische Anwandlung ab, der sie sich einen Augenblick hingegeben hatte. Dann wandte sie sich dem Inspektor zu: „Die Zeiten sind für mich vorbei. Es heißt nun wie im Märchen: ‚Es war einmal.' Das ist nun mal so in der Welt."

Kohlmann seufzte: „Ach, wer noch so jung und hübsch ist wie Sie! Sie dürfen das nicht sagen. Das ist nicht richtig."

„Herr Inspektor, wenn ich nicht mein bißchen Vernunft gründlich zusammenhalte, wer soll es dann tun? Wenn ich mir wollte von der Liebe den Kopf warm machen lassen, wohin käme es dann wohl mit der Ordnung im Haus. Das gäbe ein heilloses Wesen. Nicht wahr, Line, ich habe doch recht?"

Die Kastellanin drehte sich so unvermittelt und rasch nach Line um, daß dem Mädchen das Blut in die Wangen schoß. Dunkelrot stand Line da, suchte ein verlegenes Lächeln zu erzwingen und fand es dann plötzlich nötig, sich eiligst zu entfernen.

„Die Fenster sollen oben geöffnet werden. Ich muß hinauf."

Da lächelte die Kastellanin. „Ja, Line hat recht! Wir haben alle genug zu tun. Gut, wenn man das weiß."

Johann befolgte den unmißverständlichen Wink. Er machte sich mit den Austern zu schaffen, die er hinauftrug.

Als nun auch der Inspektor gehen wollte, da fragte die

Kastellanin freundlich: „Wann spielen Sie denn einmal wieder auf Ihrem Quetschkasten? Verzeihung, ich meine auf Ihrer Harmonika?"

Kohlmann blickte die Sprecherin unsicher von der Seite an. Er wußte offenbar nicht recht, ob das spöttisch oder im Ernst gemeint war. Quetschkasten! Das war denn doch zu beleidigend für sein geliebtes Instrument. Da wollte er lieber nicht antworten.

Die Kastellanin merkte, daß ihm der Ton nicht gefallen hatte, und beeilte sich deshalb, rasch einzulenken: „Ich höre diese Musik wirklich ganz gern, lieber Inspektor! Es ist wahr, Sie spielen ja auch recht hübsch."

Da strahlte sein ehrliches, gutes Gesicht.

„Wann Sie wünschen!"

„Nun, dann heute abend!"

Ottilie war eines Tages im kleinen Wagen, den sie selbst kutschierte, bei Frau Runge angekommen. Da sie den Wunsch ausgesprochen hatte, die Dame allein sprechen zu dürfen, wurde sie in das kleine, behagliche Wohnzimmer geführt.

Hier, im Allerheiligsten des Hauses, gelang es ihr denn auch, die richtige Stimmung und die daraus geschöpften Worte zu finden, um Frau Runge ihr wirklich schwer belastetes Gemüt und ihr bedrücktes Herz auszuschütten. Ja, es wurde nach und nach eine so vollständige und überraschend offene, rückhaltlose Beichte, wie sie die Frau in ihrem stillen Zimmerchen selten angehört hatte.

Nachdem einmal die ersten Hemmungen überwunden waren, bekannte Ottilie alles unbedenklich und ehrlich. Sie milderte nichts, suchte keine beschönigenden Vorwände und verbarg selbst ihre geheimsten Gedanken und eitlen Wünsche und Hoffnungen nicht vor der gütigen Hörerin.

Die lebensklugen und seelenvollen Augen der erfahrenen Frau ihr gegenüber lockten jeden ihr selber unklaren Gedanken hervor. Und mehr als einmal dachte sie, ach, wenn mir doch eine Mutter wie diese beschieden wäre. Sie beneidete Anne-Marie um dieses treue, wahrhaft groß denkende Mutterherz.

Welche reinen, idealen Ansichten hatte sie vom Leben. Wie verabscheute sie, ohne viele Worte darüber zu äußern, Unklarheit, Ichsucht, Lüge und Sünde. Und wie sanft und dabei doch fest und zielbewußt verstand sie es, den Reuigen auf den rechten Weg zu leiten. Ottilie fühlte sich tief traurig und doch wieder in unaussprechlicher Weise erhoben durch die überzeugend klaren, gütigen Worte, die Frau Runge fand, nachdem die große Beichte beendet war.

„Mein liebes Fräulein, ich kann und will Sie nicht entschuldigen. Aber ich kann und will Sie ebensowenig auch nicht ohne weiteres anklagen oder gar verurteilen. Sie sind jung, schön und begabt. Das alles sind Eigenschaften, die fast von selbst in Versuchung führen. Und die Versuchung ist denn nun auch an sie herangetreten in der lockendsten Gestalt. Der wohlgesinnte, gute Waldau kann recht liebenswürdig und ungewöhnlich anziehend sein. Und so ist er denn auch liebenswürdig gegen Sie gewesen, und zwar mehr als recht ist. Dem Manne ist ja manches erlaubt. Dann aber soll ein Mädchen ruhig, ernst und mit reinem Herzen den Versuch einer Annäherung zurückweisen. Und glauben Sie mir, ein Mädchen ist dazu fähig, muß dazu die Kraft haben. Wenigstens den Willen.

Es gibt anziehende, verführerisch schöne, begabte, geistvolle Frauen, die jeder Mann, wo er ihnen begegnet, verehren wird. Aber diesen Frauen wird doch nie ein unerlaubtes Wort gesagt werden, weil sie ein reines Herz

haben. Bewahren Sie sich darum vor allem ein reines Herz. Mir sind diese modernen, französischen, schlüpfrigen Schauspiele in der Seele zuwider und im höchsten Grade widerwärtig. Ich würde nie dulden, daß meine Töchter solche Aufführungen besuchten. Und doch könnte selbst solche Stücke ein reines Mädchenauge sehen und würde nichts Schädliches mit hinwegnehmen. Sie muß nur in sich ein sicheres Gefühl ihrer eigenen Mädchenwürde tragen. Mein liebes Fräulein, ich freue mich herzlich, daß Sie zu mir gekommen sind und mir Ihr Vertrauen schenkten. Nun will ich Ihnen sagen, was Sie tun könnten. Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen. Kommen Sie auf einige Wochen als Gast zu uns. Ich hoffe, im Kreis meiner Kinder würde Ihnen so manches klar werden, wozu es meinerseits gar keiner Worte bedarf. Ich will mich selber nicht rühmen und mir ein zu wesentliches Verdienst beimessen, wenn meine Kinder frische, lebensfreudige und doch ernst denkende Menschen zu werden versprechen. Denn es wäre vermessen, sich für die Zukunft verbürgen zu wollen. Die Umstände haben mir die Erziehung nicht schwer werden lassen. Erleichtert ist sie mir auch dadurch worden, daß Anne-Marie nicht schön ist und damit weder ichsüchtig noch eitel und überspannt. Sie sollen nicht glauben, daß ich mich rühme, danke ich doch viel meines Mannes treuer Hilfe."

Ottilie blickte die Frau fragend an. Blieb aber still.

Da sagte Frau Runge: „Sie möchten nun wissen, was Sie jetzt tun sollen? Das scheint mir recht einfach. Große Entschlüsse brauchen Sie einstweilen gar nicht zu fassen. Am besten dürfte es sein, abzuwarten, in welcher Weise sich alles klärt. Nur jetzt keine unüberlegten Schritte. Das dürfte das wesentlichste sein. Man muß eben den Dingen Zeit lassen. Ich hoffe, Eva und Fritz finden sich wieder

zusammen, wenn sie allein sind. Ich wünsche es auch um Ihretwillen aus ganzem Herzen. Und ich darf es wohl aussprechen, ich liebe Evchen wie eine Tochter."

Einen Augenblick überwältigte nun doch die Erbitterung über das Unheil, das die vor ihr Sitzende verursacht hatte, die sonst so verständige Frau. Sie bedeckte die Augen mit der Hand, als könne sie in diesem Moment die Urheberin von Evas Kummer nicht ansehen. Und noch einmal wiederholte sie mit unterdrücktem Schmerz: „Ich hoffe es!"

Sich wieder fassend, sprach sie weiter: „Und nun zum Schluß möchte ich wagen, Ihnen noch einen, allerdings überraschenden Vorschlag zu machen, den Sie nicht ohne weiteres begreifen werden. Geben Sie den Gedanken an die Bühnenlaufbahn auf. Sie erschrecken? — Das habe ich vorausgesehen! Ja, mein liebes Kind, ich kann mir recht gut vorstellen, daß es gar nicht leicht für Sie ist, da Sie sich in den Gedanken einmal eingelebt haben und Ihre Zukunft sich nicht mehr anders denken können. Ich finde das durchaus begreiflich. Und ich möchte Sie auch gar nicht ermuntern, daß Sie die Laufbahn der Sängerin aufgeben sollen. Sie sind nun einmal mit einer ungewöhnlich schönen Stimme begabt. Erfreuen Sie auch weiterhin viele damit. Nur von der Bühne sollten Sie sich fernhalten. Werden Sie lieber Konzertsängerin. Da können Sie Ihr Talent und ihre Gaben verwerten, ohne all den vielgestaltigen Gefahren ausgesetzt zu sein, die das Bühnenleben für Ihr Temperament bietet. Es gibt ja viele, die brav bleiben! Nicht jede hat aber auch in der Erscheinung so viel, was die Männer anzieht. Und nun darf ich wohl noch bitten, antworten Sie mir jetzt nicht darauf. Sie sollen dem Gedanken Zeit gönnen und sich alles reiflich überlegen. Solche Entschlüsse faßt man nicht

im Augenblick, und ich möchte auch die Verantwortung nicht tragen, wenn Sie sich eilfertig, nur einer gedrückten Stimmung nachgebend, entscheiden würden. Und vergessen Sie nicht, ich wagte ja nur einen Vorschlag. Die Entscheidung muß notwendig ganz Ihnen überlassen sein. Darf ich nun noch eine Bitte wagen?"

Ottilie nickte. Sie war im Augenblick nicht fähig, mit Worten zu erwidern.

„Danke! Wenn es Ihnen angenehm ist, wollen wir nun zu den Kindern gehen. Unsere Anne-Marie wird sich gewiß freuen, daß Sie hier sind."

In herzlicher Freundlichkeit legte Frau Runge ihren Arm um Ottiliens Schulter und führte sie in das große Wohnzimmer.

An Lottchen Riebels Fensterplatz saß Eva Waldau. Selbstvergessen hatte sie das kleine Hemdchen in die Hand genommen, an dem Lottchen nähte. Lottchen war eben hinausgegangen, um ihrem lieben Besuch ein Glas frischer Milch zu holen. Draußen war die Hitze so drückend, wie man es sonst um diese Zeit noch nicht gewohnt ist. Und Eva hatte den ganzen Weg zu Fuß zurückgelegt.

Niemand sollte daheim wissen, daß sie hierher nach Wolchow gegangen war. Ottilie war zu Runges geritten. Und Fritz war wieder fort.

Vor der Kastellanin hatte Eva seit einiger Zeit eine seltsame Scheu. Ihr war jetzt immer zumute, als ob Frau Freimut mit kaum verhaltenem mitleidigem Ausdruck auf sie blickte. Und das empfand Eva peinlich. Bemitleidet werden? Nein! Das widerstrebte ihrem ganzen Wesen. Sie nahm sich zusammen, denn es schien ihr Unrecht, sich so weit gehen zu lassen, daß man im Hause merkte, was sie innerlich beschäftigte.

Hier in Wolchow war's so still und friedlich und so angenehm kühl. Das liebe, gute Lottchen mit den stillen Zügen, mit den tiefen Mädchenaugen in dem schönen Antlitz, mit den weichen Händen, das strich so leise über Evas gesenkten Scheitel. Sie fühlte es kaum. Sie ahnte es nur.

Und dann erzählte Lottchen von den Familien und deren Kindern, für die es nähte. Die meisten hatte es heranwachsen sehen, und sie waren ihm alle ans Herz gewachsen. Und wohin Lottchen kam, war ein freundlicher Empfang gewiß, und alle Kinder hingen an dem immer gleichmäßig heiteren Mädchen.

Im besten Plaudern schaute Eva dazwischen einmal zum Fenster hinaus. Die Sonne stand hinter Wolken, und die Wetterstimmung schien sich wandeln zu wollen.

Eva sagte bedauernd: „Nun werde ich gehen müssen; es könnte ein Gewitter kommen."

Lottchen beruhigte die junge Frau und fing wieder an zu erzählen: „Weil Sie befürchten, es könnte ein Gewitter kommen, muß ich noch ein hübsches Geschichtchen von der Luzie zum besten geben. Die Kleine hatte immer ein wenig genascht, obwohl man sie ernstlich ermahnt hatte, das nicht mehr zu tun. Und ihre Großmutter hatte ihr gelegentlich einmal recht eindringlich zu erklären gesucht, daß der liebe Gott Luzie immer sähe, auch wenn sie sonst niemand beim Naschen ertappe. Da zog nun eines Tages ein schweres Gewitter herauf, und bald war es im Zimmer so dunkel wie sonst erst in der Dämmerstunde. Die Großmutter saß still in dem einen Zimmer. Das Kind spielte in der daneben gelegenen Stube, wo auf dem Tisch die Zuckerdose stand. Plötzlich brach das Gewitter aus. Ein greller Blitz zuckte über den Himmel, dem ein schwerer Donnerschlag mit so scharfem Knall folgte, daß sich die Großmutter erschreckt erhob, um nach dem Kinde zu sehen.

Die kleine Luzie stand bleich und vor Schreck zitternd vor dem Tisch, auf dem die Dose stand, und sagte halblaut: „Lieber Dott, so 'n Spektakel um so 'n kleines Stückchen Zucker!'"

Eva lachte.

Und das hatte Lottchen ja erreichen wollen.

Eine Weile unterhielten sie sich noch. Aber dann mußte sich Eva doch entschließen, so rasch es gehen wollte, nach Hause zu eilen. Das Wetter zog schon recht bedenklich dunkel herauf. Und es war nicht zu erwarten, daß es bald vorübergehen würde.

Lottchen Riebel wollte die junge Frau gar nicht gehen lassen.

Aber Eva ließ sich nicht halten. „Es wird ja doch nicht so rasch ausbrechen. Mein Mann könnte unterdessen heimgekommen sein. Und da ich niemand gesagt habe, wo ich hingegangen bin, könnte er sich ängstigen."

Dagegen war nichts einzuwenden, und so verließen beide die trauliche Stube. Lottchen begleitete die junge Frau noch ein gutes Stück weit und kehrte, auf Evas Bitten hörend, um. Von einer kleinen Erhöhung aus verfolgte Lottchen die rasch dahineilende Gestalt, bis sie nicht mehr zu sehen war.

Nun lief Eva schon unter den Bäumen im Park. Sie glühte von dem eiligen Gang. Da fielen die ersten, schweren Tropfen. Nun eilte sie rasch weiter. Der Wind jagte ihr den Regen ins Gesicht, und durchnäßt kam sie im Hause an, als der erste Blitzstrahl die dunkle Wolkenwand zerriß und der Donner lang hinhallend hinterhergrollte.

Nun war sie wenigstens noch glücklich heimgekommen. Als sie sich erkundigte, ob ihr Mann nach ihr gefragt habe, hieß es, das sei nicht der Fall gewesen.

Da ging sie in ihr Zimmer, und aller Mut verließ sie wieder. In den durchnäßten Kleidern stand sie am offenen Fenster und schaute hinaus in das stürmische Toben des Wetters. Ein Wirbelwind trieb den Staub empor und jagte ihn durch die geöffneten Fenster ins Zimmer.

Die noch unbelaubten Zweige der Linden wurden heftig hin und her gepeitscht. Und schwere Tropfen fielen immer stärker und rascher. Und dann rauschte und strömte der Regen nieder. Der dumpfe Donner rollte. Und der immer mehr sich verdunkelnde Himmel wurde zeitweise von grelleuchtenden, flammenden Blitzen sekundenlang erhellt.

Eva stand am Fenster und starrte hinaus.

Der Regen schlug herein. Sie achtete nicht darauf. Selbst an ihr Kind dachte sie nicht, das doch sonst ihr erster Gedanke war. Sie überließ es bei dem schweren Gewitter der Wärterin.

War das Eva, die sonst so besorgte, zärtliche und aufopferungswillige Mutter?

Ach, ihr gepeinigtes, kummerbeladenes armes Gemüt war so tief beunruhigt. Ihr Herz voll unausgesprochenen Jammers. Ihre Gedanken weilten allein bei ihrem Mann, den sie zu verlieren fürchtete. Vielleicht war er schon so weit, nicht mehr an sie zu denken. Würde er sich ihr nie wieder zuwenden?

Sie blickte zu dem schwärzlich verdunkelten Himmel auf. Ihr kam es vor, als müsse der nächste Blitzstrahl des immer näher heranbrausenden Gewitters das Haus treffen. Bei jedem grellen Blitz zuckte sie zusammen. Und doch blieb sie stehen. Von dem Gedanken bewegt, Fritz könne jeden Augenblick heimkehren. Wohin war er gegangen? Saß er jetzt vielleicht bei Ottilie in Friedberg? Beim Spiel mit den Freunden? Sie wußte es nicht; er

gönnte ihr ja kein Wort. So wie die Wolken dort zerrissen werden vom Blitz, war ihre Seele zerrissen von Qual und Schmerz.

Da hörte sie sprechen; es war die Kastellanin, die hinter ihr stand: „Liebste, beste gnädige Frau, am offenen Fenster bei dem greulichen Wetter. Und Sie sind ohnehin gar nicht wohl. Hier dürfen Sie nicht länger stehen."

Frau Kastellanin trat ans Fenster. Es war nicht leicht, den Flügel zu schließen, gegen den der Wind sich gewaltig andrängte.

Eva sah ihr verstört zu. Sie war so unerwartet jäh aus ihrem schmerzlichen Brüten gerissen worden, daß sie nicht bemerkte, wie bestürzt die um sie besorgte Frau war.

Ein heftiger Frost erschütterte wiederholt ihren zarten Körper; die Augen hatten den Ausdruck einer Fiebernden. Groß und glänzend blickten sie verstört aus dem bleichen, schmalwangigen Gesicht.

Die Kastellanin ahnte den Zusammenhang; sie mußte aber schweigen. Mit Worten wäre ja auch nichts zu erreichen gewesen. Da lag es näher, zu handeln; sie holte ein Tuch, umhüllte die fröstelnde Gestalt. Energisch sagte sie dann: „Ich koche Ihnen Tee. Den müssen Sie sofort trinken. Sie haben sich offenbar erkältet an dem offenen Fenster."

Widerspruchslos ließ Eva alles mit sich geschehen. Jetzt erst fühlte sie die leisen Schauerwellen, die ihren Körper überrieselten. Im Rücken empfand sie Schmerzen, die bis zum Kopf ausstrahlten. Ja, sie hatte sich erkältet nach dem eiligen Lauf. Aber was lag denn daran. Es war ja doch alles so traurig. Was lag daran, wenn sie krank würde. Sie schloß müde die Augen. Ach, so sterbensmüde war sie ja in der letzten Zeit oft gewesen. Wenn sie schlafen könnte. Ja, das wäre eine Wohltat. Aber sie

konnte gewiß auch jetzt wieder keinen Schlaf finden, denn die quälenden Gedanken ließen sich nicht mit bloßem Willen verscheuchen. Das hatte sie ja so oft vergeblich versucht.

Zusammengekauert lag sie im Stuhl und blickte matt nach dem Fenster, an dem der Regen in breiten Streifen herabströmte. Ein Blitz flammte auf; blendende Helle durchzuckte das Gemach. Eva hob die Hand und bedeckte die schmerzenden Augen. In den Schläfen pochte das Blut. Und ein dumpfer Druck zwischen den Augen wollte nicht aufhören. Ein Wort zog ihr immer wieder durch den Sinn: „Warten! Warten!" Ein wehes Lächeln umspielte ihren Mund. Dann flüsterte sie leise: „Ja, warten, bis es zu spät ist."

Die Kastellanin kam mit Tee und bat Eva, zu trinken. Besorgt betrachtete sie das blasse, verstörte Gesicht. Der Arzt hatte neulich gesagt, die junge Frau müsse fort. Das war wohl richtig. Ja, ja, sie mußte fort. Und zwar bald. Denn so konnte das nicht mehr lange weitergehen.

Derselbe Sturm, der vor Evas Augen vorübergebraust war, umtoste Fritz Waldau, der auf einem abseitigen Pfad durch den Wald ritt.

Sein Pferd scheute sonst weder Blitz noch Donner. Heute aber stutzte es doch alle Augenblicke. Bald war es der Stamm eines Baumes, vor dem es erschrocken zurückprallte, wenn ein Blitz darüber hinzuckte, bald eine Wasserlache im Wege, deren blanker Spiegel es schreckte.

Fritz mußte darauf bedacht sein, das immer unruhiger werdende Tier sicher im Zaum zu halten. Und das war in dieser Stunde gut für ihn; er konnte nicht achtlos vorwärts stürmen.

Er war ja heute nur deshalb hinausgeritten, weil es

ihm zu Hause unerträglich war. Im engen Zimmer konnte er gar nicht bleiben. Heftiger als je empfand er den quälenden Zwiespalt zwischen sittlicher Pflicht und einer Leidenschaft, die ihn verwirrte und zu jeder anhaltenden Tätigkeit unfähig machte. So konnte es nicht weitergehen. Ruhe und Frieden waren dahin. Was kommen mußte, vermochte er nicht vorauszusehen. Sollte es ihm jemals möglich werden, Ottilie ganz zu vergessen; so zu vergessen, daß er Eva wieder lieben konnte wie zuvor? Seit einiger Zeit hatte er sich sogar hin und wieder mit dem Gedanken einer Scheidung beschäftigt, da ihm der Zustand, in dem er zwischen den beiden Frauen lebte, unerträglich, ja auf die Dauer unmöglich schien. Und doch kam er nie so weit, diesen Gedanken scharf und klar zu formen. In solchen Stimmungen war er sonst in die Stadt gefahren, um sich zu betäuben. Dumpf empfand er, daß eine Leidenschaft, der er sich hingab, der anderen die Kraft entzog. Diesmal suchte er im scharfen Ritt durch Felder und Wälder seine Erregung zu überwinden, sie wenigstens zu übertäuben.

Ottilie zu vergessen, schien ihm unmöglich, wenn er auch vorausahnte, daß er darüber vielleicht zugrunde gehen könne. War denn das unvermeidlich? Sonderbar, trotzdem er sich innerlich so quälte, empfand er doch eine Enttäuschung auch von ihr, seitdem er ihr das kostbare Geschenk mitgebracht hatte. Was hatte er denn erwartet? Er hatte geträumt, sie sollte ihm glückselig in die Arme fliegen, sollte ihn küssen, wie nur sie küssen konnte! Oder sie sollte spröde bleiben; den Schmuck nicht annehmen. Sollte sich dagegen wehren, bis er sie dazu gezwungen hätte durch Liebkosungen und Überredung. Vielleicht wollte er nicht so leicht siegen, wollte kämpfen müssen um sie. Zu leicht gemacht, verliert der Sieg seinen Reiz.

Und war es nicht eigentlich doch ein recht merkwürdiges Verhalten, sein Geschenk so ohne weiteres hinzunehmen, ohne jeden Dank, wie einen Tribut, der ihrer Schönheit selbstverständlich zukam, worüber es gar nicht nötig war die Lippen zu öffnen oder mit einem Blick zu danken.

In dieser Mißstimmung fiel ihm ein, daß er den Schmuck noch nicht bezahlt hatte. Er besann sich vergeblich, welche Summe der Juwelier dafür gefordert hatte. Ein zwiespältiges Gemisch von verdrießlichen Gedanken und leichtsinniger Gleichgültigkeit ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Er ärgerte sich über die Hartnäckigkeit, mit der ihn diese Vorstellungen peinigten, und kam doch nicht los davon. Wie war das mit der Rechnung? In der Aufregung hatte er sie ungelesen beiseite gelegt. Nun wollte er sie doch gelegentlich suchen. Dieses Wort „gelegentlich" verdroß ihn erst recht. Gallig sann er weiter. Ebenso gelegentlich mußte der Schmuck doch bezahlt werden. Bezahlt? Womit? . . . Augenblicklich verfügte er über keinen Betrag von dieser Höhe. Darüber täuschte er sich nicht. Einnahmen hatte er ja noch. Aber sonst stand es schlimm. Kohlmann besaß nicht einmal mehr die nötigsten Wirtschaftsgelder.

Er kniff die Lippen zusammen. Unterdrückte aber einen Fluch. Das war ja doch nutzlos. Zuletzt mußte sich alles irgendwie wieder regeln lassen.

Nein! So leicht gab er sich denn doch der Mutlosigkeit nicht hin. Da käme das Ende rascher als nötig; ja man zöge sich durch Feigheit den Untergang auf den Hals.

Der Regen goß jetzt in Strömen nieder. Er hatte genug auf sein Pferd zu achten. Die Nässe machte sich unangenehm fühlbar. Auch sein Pferd tat ihm leid. So trieb er es zur Eile und ritt im scharfen Trab Waldau zu.

Als er daheim ankam, empfing ihn Eva.

Sie war glücklich, daß er wieder zurückgekommen war und nicht davon sprach, wieder fort zu müssen, wie sonst.

Sie bemühte sich, ihm freundlich zu helfen beim Ablegen der nassen Kleider.

Er beobachtete, daß ihre Hände zitterten. Und ein trockenes Husten, das er sich jetzt erinnerte in letzter Zeit öfter gehört zu haben, ohne daß er es recht beachtet hatte, entging ihm nicht.

Seit längerer Zeit war es nicht mehr geschehen, daß er seine Frau aufmerksam betrachtet hatte. Nun sah er sie unauffällig an, während sie sich ihm hilfreich erwies.

Lieblich sah sie aus, trotzdem die großen Augen so tief umschattet waren und ein schmerzlicher Zug um den Mund lag, den er von früher nicht kannte.

Unter seinem Blick errötete Eva und senkte die Augen zu Boden.

In aufwallendem Gefühl schlang er den Arm um sie und sagte freundlich: „Du siehst ja so merkwürdig blaß aus. Kann mir schon denken, warum. Hast dich wohl gefürchtet bei dem schweren Gewitter?"

Das kam Eva unerwartet, daß ihr Mann sie so anredete. Sie war heute so verzweifelt und traurig gewesen, daß sie in bittere Tränen ausbrach und fassungslos den Kopf an seine Schulter lehnte.

„Aber, Eva, weine doch nicht! Ich bleibe auch jetzt hier."

Er strich halb zärtlich, halb verlegen über ihr Haar.

„Du bist nervös, nicht wahr. Es ist ja auch ein schweres Wetter gewesen. Aber nun ist es vorbei, und für die Nacht ist nichts mehr zu erwarten. Da wirst du gut schlafen und dich wieder erholen."

Sie bemühte sich, ruhig zu werden und nicht mehr zu weinen. Sie fühlte, daß ihre Tränen ein Vorwurf für ihn

waren. Aber es gelang ihr nicht, das Weinen zu unterdrücken. Seine Kälte und Gleichgültigkeit hatte sie bisher still duldend ertragen. Seine unerwartete Freundlichkeit ließ sie jetzt die Fassung verlieren.

Ach, er benahm sich doch nur aus Mitleid mit ihrer Schwäche freundlich und redete mit ihr wie mit einem bedauernswerten Kinde.

Waldau fühlte sich höchst unbehaglich und bedrückt diesen Tränen gegenüber. Er wußte, daß es sein Verschulden war, daß Eva so herzbrechend weinte, und er wußte in diesem Augenblick, daß er sie ihrer zarten Gesundheit willen hätte schonend behandeln müssen.

Ein jäher Schreck durchzuckte ihn. Wenn sie ernstlich erkrankte! Wenn sie sterben würde! Dann trug er schuld daran. Seine Vernachlässigung war die Ursache. Dann wäre er frei gewesen. Aber nein! Um diesen Preis sollte es nicht geschehen. Nicht auf diese Weise!

Doktor Hall hatte den Zustand Evas richtig beurteilt, sie mußte von hier fort in andere Luft, andere Gegend. Und zwar bald.

Es lag etwas mit Worten nicht Auszusprechendes in Evas Zügen, das deutete auf herbes, seelisches Leid. Und das empfand jetzt Fritz schlimmer als bittere Anklagen.

Evas Tränen versiegten allmählich doch. Sie bemühte sich nun, über sich selbst zu spötteln, aber es war ein so trauriges Lächeln, daß es Fritz in die Seele schnitt. Er wollte ablenken und fragte nach dem Kleinen.

Lange war es her, daß er sich nicht mit dem Kinde beschäftigt hatte.

Jetzt hatte er auch nach ihm gefragt.

Wieder wollten die verräterischen Tränen hervordringen, aber Eva nahm alle Kraft zusammen, sie wollte ihn nicht durch weiteres Weinen verscheuchen.

Sie sagte bittend: „Wollen wir zu ihm gehen?"

Er nahm ihren Arm in den seinen und führte sie hinüber ins Kinderzimmer.

Die Wärterin ließ den Kleinen gerade auf den Knien tanzen. Er jauchzte vor Vergnügen. Sie hätte, als sie eintraten, fast vor Schreck das Kind fallen lassen. Fritz Waldau war ja so lange nicht mehr hier gewesen.

Eva nahm ihr den Kleinen ab und hielt ihn dem Vater hin.

Es lag die stumme, aber beredte Bitte in ihren Augen: „Vergiß uns nicht wieder! Mich und das Kind."

Er schlang seinen Arm um sie.

In diesem Augenblick war sein Herz voll der besten Vorsätze.

Die Kastellanin verbrachte keine gute Nacht. Was sie im stillen an Gedanken wälzte, hätte sie niemand anvertrauen mögen, aber irgend etwas mußte ihrer Überzeugung nach geschehen, denn ging es so weiter, dann verkam die arme junge Frau in ihrem Seelenleid. Am liebsten hätte Frau Freimut ihrem Namen Ehre gemacht und denen, die es anging, einmal recht gründlich gezeigt, daß sie nicht umsonst so hieß. Da war vor allem diese Sängerin; das war ja schließlich kein übles Frauenzimmer, aber ein leichtsinniges Tuch, so eine richtige „Jungfer Drüberweg und Obenhin". So ein Geschöpf war sich vielleicht gar nicht bewußt, daß es Unruhe ins Haus trug und den Frieden zerstörte. Je länger die Kastellanin über diese Störerin des Friedens nachdachte, umso weniger groß ward ihre Erbitterung. Mit der konnte man nichts anfangen, das bot gar keine Aussicht.

Schlimmer kam schon Fritz Waldau weg. Der hätte wahrlich keine Ursache gehabt, solche Geschichten anzu-

stellen. Aber da zeigte sich nach ihren Erfahrungen wieder einmal recht deutlich, welches Schicksal ruhigen, stillen Frauen beschieden war. Nicht bloß das war schlimm, daß irgend eine ichsüchtige Person mit einer hübschen Larve den Männern den Kopf verdrehte, das Traurigste schien der Kastellanin, daß Güte und Nachsicht mit Dummheit und Schwäche gleichgesetzt wurde. So allein war es ihrer Meinung nach dahingekommen, daß Waldau seine Frau zurücksetzen konnte. Die ließ sich allerdings nichts von ihrem Leid anmerken. Noch viel weniger aber war sie geartet, mal gehörig aufzutrumpfen und dem Mann zu zeigen, daß sie sich nicht mir nichts dir nichts in die Ecke drängen ließ.

Soweit in ihrem Sinnieren gekommen, richtete sich die schlaflose Kastellanin in ihrem Bette halb auf. Und wer sie so gesehen hätte, dem wäre gewiß das Herz in den Sack gerutscht, denn sie sah verzweifelt grimmig und angriffslustig aus.

Heftig strich sie ein paarmal mit der Hand über die Bettdecke, als wolle sie da etwas fortwischen, das nicht hingehörte. Sie straffte sich noch ein wenig steiler auf, und ein zorniger Laut kam ungewollt über ihre Lippen.

Nein! Diesen Jammer konnte sie nicht länger mit ansehen. Bei aller schuldigen Achtung vor der jungen Frau sagte sie sich doch, daß die an ihrem Elend selber schuld war. Die arme Frau wußte leider nicht, daß es notwendig ist, die Männer in gehörigem Abstand und Respekt zu halten. Sonst kam es bei den besten aus diesem wunderlichen Geschlecht dahin, daß sie sich zu viel Kraut herausfaßten. Zeigte man sich immer und in allem nachgiebig, so kam es bald so weit, daß die Herren der Schöpfung gar nicht mehr im Zaum zu halten waren. Da ging es dann genau so wie mit Pferden. Wie lächerlich sprach man von einer

lammfrommen, geduldigen vierbeinigen Liese, die ganz ohne Zutun ihren Wagen zog. Zuletzt überließ man so eine „Häsin" den Frauenzimmern. Für die war so ein willenloses Tier gut. Fuhren sie mit dem, da konnte ihnen nichts passieren. Na, und wie war das mit Pferden, die bockten und unberechenbare Launen hatten? Selbstverständlich gab man sich mit denen von der Männerseite gern ab, denn die konnten dann erst zeigen, was an ihnen war. O ja! Der Vergleich war gar nicht so weit hergeholt! Die junge Frau ritt ja so eine harmlose Liese. Und als die Sängerin reiten lernen sollte, fand Waldau die zahme Stute nicht geeignet.

Beinahe hätte die Kastellanin diese zoologischen Vergleiche auch noch bis dahin ausgedehnt, woher die landläufigen Hilfsmittel stammen, um gewisse menschliche Eigenschaften genügend scharf hervorzuheben, aber davor schreckte sie in der Anwendung auf die fraglichen Personen doch zurück. Sie fühlte ja nur zu deutlich, daß sie sich auch auf andere Weise Luft machen konnte. Frieden und Sicherheit mußten im Hause wieder einkehren. Und dazu gab es nach der Kastellanin Überzeugung zunächst nur einen Weg. Die junge Frau mußte fort! Und das war nötig aus zweierlei Gründen. Erstens brauchte sie Erholung; daran gab's keinen Zweifel. Und war sie einmal fort, dann konnte dieser Irrwisch, die Sängerin, nicht mehr hier bleiben. Soweit ging denn die Taktlosigkeit weder bei der noch bei Waldau. Und käme es doch dahin, dann war Frau Freimut entschlossen, sich keine Rücksichten aufzuerlegen. Es fragte sich dann bloß, wie sie ihr Benehmen einzurichten hatte, ob sie mit Fräulein Ottilie oder gar mit Waldau den Kampf aufnehmen mußte. Schlimmstenfalls auch mit beiden.

Seufzend legte sich die Kastellanin in ihre Kissen zurück

und grübelte weiter. Es dauerte nicht lange, da schien sie einen befriedigenden Einfall gehabt zu haben, denn sie sprach ein paarmal halblaut vor sich hin: „So geht's, und Kohlmann muß morgen in die Stadt fahren."

Die Kastellanin hielt es mit dem Grundsatz, man dürfe nichts Unklares in den Schlaf mit hinübernehmen, wenn man ordentlich ruhen wolle. Und es schien ihr wieder einmal gelungen zu sein, nach dieser Auffassung zu handeln, denn bald atmete sie still und gleichmäßig und durfte einen traumlosen Schlaf erwarten.

Nach dem schweren Wetter, das über die Landschaft hinweggebraust war, schien am Morgen die Sonne hell und warm. Während Kohlmann seinen Rundgang durch die Ställe machte, saß die Kastellanin an ihrem Tisch und schrieb ein paar wohlüberlegte Zeilen. Sie brauchte die Worte nur so zu wiederholen, wie sie in der Reihenfolge vor dem Einschlafen bei ihr feststanden. Nun las sie alles noch einmal, setzte da und dort noch ein Komma oder einen Punkt, wo ihr das nötig schien, und schloß den Brief in einen starken Umschlag. Dünne Briefumschläge, obwohl diese billig waren, konnte Frau Freimut nicht leiden. Schimmerte durch dieses Papier die Schrift hindurch, so verlockte man die Leute ja zur Neugier. Und war es erst einmal so weit, dann entschloß sich wohl jemand, die Hülle zu lösen.

Nun trat die Kastellanin ans Fenster und hielt Ausschau nach dem Inspektor. Um diese Zeit war er ja meist in der Nähe. Da mußte ihr noch etwas durch den Sinn gegangen sein, denn sie wandte sich ab, holte ein weißes Tuch aus einer Schublade und band es um die Stirne. Als das geschehen war, begab sie sich wieder ans Fenster und blieb dort stehen.

Fast zur gleichen Zeit schritt Kohlmann über den Hof,

schaute gewohnheitsmäßig zum Zimmer der Kastellanin empor und blieb betroffen stehen. Was war denn das? Frau Freimut trug ja eine Kopfbinde und sah recht jämmerlich aus. So lange er denken konnte, erinnerte er sich nicht, sie mit einem Tuch um die Stirn gesehen zu haben.

Rascher gehend, kam er näher, blieb unterm Fenster stehen, zog die Mütze und bot ihr einen guten Morgen.

Sie dankte und rief ihm zu, er solle sie unten in seinem Arbeitszimmer erwarten.

Nun stand sie vor ihm, und wie es Kohlmann schien, sah sie recht leidend aus. Soviel wußte er aber nun doch schon, daß es trotz der Kopfbinde nicht angebracht war, sich nach ihrem Zustand zu erkundigen. Das hätte sie sicher krumm genommen. Und er brauchte auch gar nichts zu sagen, denn die Frau Kastellanin kam ihm zuvor.

„Sie müssen heute in die Stadt fahren, und zwar ausnahmsweise für mich."

„Das läßt sich gut machen, denn morgen wäre es sowieso nötig gewesen. Heute ist ein schöner Tag, da kommt man rasch vorwärts."

Nun gab ihm die Kastellanin verschiedene Aufträge und zuletzt sagte sie noch so recht nebenbei und obenhin: „Dann gehen Sie zu unserem Hausarzt und geben den Brief bei ihm ab." Damit gab sie ihm den dicken Umschlag. „Auszurichten ist nichts. Aber auf Antwort sollen Sie warten. Sie wissen ja, es könnte zufällig so liegen, daß der Doktor in die Umgegend von Waldau gerufen würde oder gerade hier zu tun hätte. Verhält sich's so, dann könnten sie ihn gleich im Wagen mitbringen. Mir ist's ein bißchen schwummerlich! Zwar nicht der Rede wert, aber ich lasse nicht gerne was anstehen. Besser gleich was getan als gewartet, bis man länger auf der Nase

liegen muß." So rasch wandte sich die Kastellanin ab, daß der Inspektor ihr nichts mehr sagen konnte. Aber so stark hatte der ungewohnte Anblick der leidenden Frau gewirkt, daß Kohlmann eine halbe Stunde später auf der Landstraße in solcher Eile dahinfuhr, daß ein paar Leute, die ihm begegneten, verdutzt stehen blieben. So hatten sie den Inspektor noch nicht sausen sehen. Man konnte fast glauben, es gälte die Probe zu einem Rennen.

Und Kohlmann hatte, seiner Meinung nach, Glück. Kaum war der Doktor mit dem Lesen des Briefes zu Ende gekommen, da sagte er schon, daß es sich ganz prächtig träfe, er wolle gleich mit nach Waldau fahren.

Kohlmann richtete es so ein, daß der Doktor zuerst die Kastellanin aufsuchen mußte, und das war ganz nach ihrem Wunsch. Der gute Inspektor ahnte ja nicht, daß sie ein bißchen Komödie gespielt hatte, um dem Hausarzt ihr Herz gründlich auszuschütten. Was dem noch gefehlt hatte, war ihm bald beigebracht. Die Kastellanin hatte ihm erklärt, er müsse unter allen Umständen bei Herrn Waldau darauf drängen, sein Einverständnis zur Reise für die junge Frau zu erlangen. Und so war es dann zunächst ihr zu danken, daß die Geschicke auf Waldau sich zu ändern begannen.

Als der Inspektor später den Doktor fragte, ob denn Frau Kastellanin ernstlich erkrankt wäre, erhielt er eine Antwort, die ihn beruhigte.

Und als dann die Koffer für die junge Frau gepackt wurden, war Frau Freimut so eifrig dabei tätig, daß Kohlmann im stillen dachte, ihr könne gar nichts fehlen. Und das war gut so, denn in diesen schweren Zeiten wäre es seiner Meinung nach für alle ein Unglück gewesen, wenn die Kastellanin nicht gesund geblieben wäre. Vergnügt saß er in seiner Stube und blies ein Stückchen nach

dem anderen auf der Harmonika. Die Kastellanin stand hinter ihrem herabgelassenen Vorhang und hörte eine Zeitlang zu. Um ihren Mund spielte ein verständnisvolles, eigenartiges Lächeln. —

In einem der hübschen, mit sorglicher Hand wohlgepflegten Hintergärten der Kapellenstraße zu Wiesbaden saßen Eva Waldau und Anne-Marie Runge.

Seit mehreren Wochen lebten sie nun schon in dem schönen, sonnigen Wiesbaden. Die Landschaft, die Luft, die Ruhe, die Bäder, alles zusammen wirkte auf Eva unendlich wohltuend. Dazu noch Anne-Maries unermüdlich liebevolle Fürsorge; das fröhliche Gemüt des Mädchens war Balsam für ihr wundes Herz.

Und zu alledem kam noch die Schönheit der sie umgebenden Natur. Obwohl Eva Geselligkeit nicht suchte, empfand sie doch auch das lebhafte Treiben des abwechslungsreichen Badelebens als Reiz. Alles in der näheren und weiteren Umgebung weckte sie aus der tiefen Traurigkeit und Müdigkeit, der sie so lange verfallen gewesen war.

Anfangs hatte sie sich ausschließlich nur in dem stillen Garten der Pension aufgehalten. Dort war sie viele Stunden im Stuhl gelegen und hatte hinausgeschaut auf das liebliche Gelände, das gerade von dieser Stelle Wiesbadens einen erfreulichen Anblick bot. Von hier aus sah man die Stadt, die Kirchen und die vielen Villen, die im Kranz der Berge lagen. Nach links hinauf erhob sich der bewaldete Neroberg, aus dessen dunklem Grün die griechische Kapelle herabblickte.

Die vergoldeten Kuppeln der russischen Kirche glänzten im Sonnenlicht.

Und immer wieder wünschte Eva, ihn in der Nähe zu sehen, dort den Berg hinauf wandern zu können, der ja eigentlich in leicht erreichbarer Nähe lockte.

Und doch wäre sie in der ersten Zeit zu schwach dazu gewesen und hätte es nicht vermocht.

Die stetige, wenn auch langsame Steigung des Geländes wäre ihrem angegriffenen Herzen doch viel zu beschwerlich geworden. So mußte es nach und nach versucht werden.

Immer weiter hatte Anne-Marie Eva gelockt. Erst wanderten sie nur ein Stückchen weit hinauf bis zu dem Schriftstellerheim Demminhort, das so hoch und luftig da liegt.

Dann bis unter den herrlichen Buchenwald, auf den breiten Weg, wo sich die Baumkronen oben wölben und dicht zusammenschließen wie die Säulenhallen eines mächtigen Domes.

Morgen wollten sie es endlich versuchen, bis zur russischen Kapelle zu kommen.

Ach, was wollten sie dann nicht noch alles unternehmen!

Bieberich und Mainz lagen ja so nahe, und der Rhein lockte gar so sehr. Eva hatte doch noch nie den Rhein gesehen. Und es war so leicht zu machen. Ein halbes Stündchen mit der elektrischen Bahn, dann war man dort.

Mittags konnten sie jetzt schon miteinander zum Kochbrunnen gehen und dort ihren Brunnen trinken.

Dann saßen sie gewöhnlich auf einer der Bänke im warmen Schein der Sonne und ließen die Kurgäste an sich vorüberziehen.

Am meisten Spaß machte Anne-Marie immer der Photograph, der tagtäglich oben am Eingang stand und seine Aufnahmen machte.

Wie wunderlich es aussah, wenn sich die Badegäste zusammenstellten, um auf seine Platte zu kommen. Wie sie sich drängten und schoben, um den besten Platz vorne zu

erhalten. Wie manche sich jeden Tag wieder einfanden und aufstellten. Dort die Dicke, die sich ihren Eheherrn recht preislich hinholte und unterfaßte. Und da das junge Pärchen, das so selig verliebt ausschaute. Und die übermodern gekleidete Dame, die ihren roten Sonnenschirm als Hintergrund für ihr geschminktes Antlitz und die goldblond gefärbten Haare nahm, zur Empörung aller Umstehenden, die sie mit ihrem Sonnenschirm zudeckte.

Daß Anne-Mariechen auch einen Badegast hier wußte, bei dessen lächelndem Gruß sie jedesmal dunkelrot wurde und das Herz ihr gar eigen klopfte und pochte, das hätte sie nie zugegeben.

Aber Eva bemerkte es und freute sich im stillen, daß Anne-Marie auch ein wenig Vergnügen von der Reise hatte, wozu ihr in den ersten Wochen ihr Pflegerinnenamt wenig Gelegenheit geboten.

Die zarte, blonde, junge Frau zog freilich viel öfter die Blicke auf sich als das frische, aber etwas derbe Landmädel. Wenn Eva mit ihrer weißen Fuchsboa und dem weißen, großen Hut am Kochbrunnen ankam, flogen viele Blicke zu ihnen hinüber.

Es wisperte auch manchmal von neugierigen Fragen und Bemerkungen, weil sie sich so allein und zurückgezogen hielten. Einige wollten wissen, die junge Frau sei melancholisch. Andere, sie lebe in Scheidung mit ihrem Mann, der sie mißhandelt hätte. Man erfand ja leicht solche Geschichten, um sich zu erklären, warum die beiden sich so zurückgezogen verhielten.

Wo derartige Gerüchte herstammten, wußte keiner zu sagen. Gut war es nur, daß sie Eva nicht zu Ohren kamen. Sie wäre sicher gleich abgereist.

Ja, aber stand denn nun jetzt alles gut zwischen ihr und ihrem Mann? Was war geschehen, seit sie hier war?

Trotz seiner Freundlichkeit an jenem Gewitterabend lag noch etwas unausgesprochen zwischen ihnen. Das war in jener verworrenen Stunde doch nicht wahre Liebe gewesen, die ihn so sprechen ließ. Das war nur Mitleid. Eva hatte auch bald danach deutlich genug und unmißverständlich herausgefühlt, daß er es als große Erleichterung empfinden würde, wenn sie erst einmal fort sei. Und so hatte sie selbst zur Eile getrieben.

Und nun waren schon mehrere Wochen verstrichen, seit sie sich hier aufhielt.

Ihr Kind wußte sie zu Hause in guter Obhut bei der Kastellanin. Die schrieb ihr denn auch täglich beruhigende Briefe.

Von ihrem Mann indes erhielt sie nur wenig Nachricht. Er tröstete sich damit, daß ja Frau Freimut schrieb.

Und Eva sollte ja doch nicht viel schreiben. Der Arzt hatte jede Erregung und Anstrengung verboten. Daß aber Eva nicht zu viel über ihre Lage sann und grübelte, dafür sorgte Anne-Marie in stets erneuter aufmerksamer Liebe und Fürsorge.

So saßen sie wieder einmal still in dem kleinen Gärtchen hinter dem Hause, als plötzlich Schritte auf dem Kies der Wege erklangen.

Als sie aufblickten, sprang Anne-Marie auf und flog ihrem Bruder in die Arme.

Walter, ihr lieber Bruder Walter, war gekommen.

Freundlich lächelnd erhob auch Eva sich, um ihn zu begrüßen.

Einen Augenblick darauf stand er vor ihr und beugte sich über ihre Hand.

Seine Lippen brannten, als er sie küßte.

„Willkommen, lieber Freund, was bringt Sie in unser stilles Paradies?“

„Ich bin auf dem Weg nach Heidelberg und wollte Sie hier aufsuchen. Doch zuerst lassen Sie mich meine Grüße ausrichten, von denen ich einen ganzen Sack voll für Sie mitgebracht habe. Und für dich, liebe Anne-Marie, nicht minder!“

„Na, also los!“ jubelte sie. „Was treiben sie alle miteinander zu Haus?“

„Alles hübsch der Reihe nach,“ wehrte Walter lachend. Er befand sich in seltsamer Erregung, die ihm doch niemand anmerken sollte. Er fühlte sich glücklich, die Frau wiederzusehen, die einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte wie noch nie ein Weib. Mit Gewalt zwang er sich zu einem heiteren, burschikosen Ton, um seine Gemütsbewegung zu verbergen.

„Verehrte gnädige Frau, der Herr Gemahl ist gesund und sendet die allerherzlichsten Grüße. Er war ganz untröstlich, daß ich reisen durfte. Er wäre selbst gerne gekommen und bedauerte, nicht mit zu können. Und der Kleine hat mir ein Küßchen an seine liebe Mutter mitgegeben. Sie erlauben?“

Er faßte Evas Hand und küßte sie noch einmal ehrerbietig. Sie lächelte und zog ihre Hand ein wenig zurück.

Er sagte wichtig: „Aber, gnädigste Frau, ich muß doch alles gehörig ausrichten! Und wahrhaftig, der kleine Kerl mit seinen großen Blauaugen ist zu lieb. Ich habe mir wirklich einen Kuß von ihm geholt.“

Evas Augen glänzten, als sie von ihrem Liebling hörte.

„Die Frau Kastellanin Freimut läßt bestellen, alles befände sich in wünschenswertester, schönster Ordnung. Es ginge alles wie am Schnürchen. Die liebe gnädige Frau möge doch ja vor allem darauf bedacht sein, nur bald gesund zu werden. Mit dem Zurückkommen eile es nicht im mindesten. Der Haushalt ...“

„Walter, bekomme ich denn nun endlich auch was zu hören."

Anne-Marie befand sich offenbar in höchster Ungeduld. Walter lachte über ihre Unruhe und wollte in seinem Bericht fortfahren.

Da legte sich Eva ins Mittel und bat für sie.

„Was mich angeht, davon wollen wir nachher plaudern. Lassen Sie unser Anne-Mariechen nicht zu lange warten."

„Mir bleibt nur übrig, mich zu fügen. Jetzt bin ich der Knecht Ruprecht und schütte meinen Sack aus."

Er nahm ein Paket vom Tisch, das er erst dorthin gelegt hatte und öffnete es.

Lauter einzelne kleine Pakete entpuppten sich daraus. Er las vor: „Von Edmund, von Editha, von Elisabeth, von Fritzchen, von Josepha, von Lieschen!"

„Von Klein-Lieschen auch!"

Anne-Marie griff jubelnd nach all den Päckchen, um zuerst das kleinste zu öffnen.

Ein Lesezeichen war's, wie es kleine Hände arbeiten. Anne-Marie freute sich kindlich.

Jedes hatte an die liebe Schwester gedacht.

Edmund sandte mit einem Kasten feiner Schokolade ein seitenlanges Gedicht.

„Ich bin noch lange nicht fertig mit meinen Aufträgen für dich," begann Walter von neuem. „Hier ist ein Brief von Papa. Er meinte, in Wiesbaden gäbe es sehr viel Schönes zu kaufen. Öffne mal, ich weiß, was drin ist."

Anne-Marie öffnete und jubelte hell auf.

„Der gute, gute Vater! Ein Bankschein!"

„Und hier endlich das Beste!"

Es war ein Brief der Mutter.

„Den muß ich allein lesen."

Anne-Marie beeilte sich, mit ihren Schätzen fortzukommen.

Walter und Eva blieben allein.

Eine Zeitlang schwiegen beide. Dann sagte Eva: „Wer doch auch noch ein so sorgloses, glückliches Kind sein könnte."

„Ja, Sorgen kennt sie noch nicht. Und Anne-Marie ist so wenig herausgekommen, daß sie auch dadurch so viel länger kindlich geblieben ist."

„Ja, das ist wahr. Und sie ist in einem glücklichen Heim aufgewachsen. Ihr guter, liebenswürdiger, aber auch fester Vater, der mit seinen Kindern scherzt und spielt, solange sie klein sind, aber doch auch den Ernst nicht spart, wo er nötig ist, und der seinen größeren Söhnen Freund und Vater zugleich ist. Die fröhliche Schar der Kinder und vor allem die treusorgende, liebevolle Mutter, die beste Frau, die ich je kennen gelernt habe. Wie glücklich müssen Sie sein!"

Er antwortete nur durch einen innigen Blick.

Nach einer Weile sagte er leise: „Und doch gibt es auch in einem Leben, das aus so glücklichen Verhältnissen hervorgegangen ist, Dinge, die man nur allein, ganz allein mit sich abmachen muß. Bei denen einem weder die liebevollste Mutter, noch der treueste Vater helfen kann."

Er strich sich über die Stirn. Er fühlte wohl, Eva verstand ihn nicht. Und es war gut, daß sie ihn nicht verstand. Heiß flutete die Luft durch den kleinen Garten. Golden funkelten in der Ferne die Kuppeln der russischen Kirche im Sonnenlicht. Mücken spielten um die gelben Blüten des Ginsters. Eine Drossel, die auf dem nächsten volltragenden Kirschenbaum saß, warf ihnen einige überreife, hellrote Kirschen vor die Füße.

Es war die Mittagstille, in der alles den Atem anzuhalten scheint.

Eva blickte lächelnd nach dem Vogel im Kirschbaum.

Da raffte Walter sich aus seiner Versunkenheit auf.

„Liebe Frau Eva, nun haben Sie von allen gehört. Nur von einer noch nicht. Oder schrieb man es Ihnen schon?"

„Wen meinen Sie?"

„Fräulein Ottilie Nieden."

Eva fiel plötzlich die Angst schwer aufs Herz. Was würde sie erfahren müssen?

„Es wird Sie interessieren, zu hören, daß Fräulein Nieden wieder in Berlin ist."

Eva atmete auf.

Walter sprach weiter: „Sie war nach Ihrer Abreise mehrere Wochen bei uns in Friedberg. Und ich muß gestehen, sie gefiel allen recht gut. Ihr etwas freies Wesen schien gemildert in Gegenwart meiner Mutter. Sie war fröhlich und anregend, ohne kokett und laut zu sein wie sonst. Auch ich, der anfangs ganz offen ausgesprochen hatte, sie gefiele mir gar nicht, muß nun bekennen, ich bin gut Freund mit ihr geworden. Und dann dürfte es Sie überraschen, noch etwas zu hören. Fräulein Ottilie hat sich entschlossen, die Bühnenlaufbahn aufzugeben."

Eva horchte auf.

„Wie, ist das möglich? Hat ihre Stimme gelitten, oder ...?"

Walter verstand den Sinn der unausgesprochenen Frage.

„Sie wundern sich und vermuten, sie habe die Stimme verloren. Nein. Sie singt schöner denn je. Und ich meine, es sei auch ein edlerer Klang und Ausdruck in ihrem Gesang als früher. Sie war ja, als sie zu uns nach Fried-

berg kam, stark erkältet und konnte anfänglich gar nicht singen. Einmal sprach sie mit mir davon, nachdem ich Geige gespielt hatte, wie schwer es ihr sei, Musik zu hören, ohne selbst singen zu können. Dann verloren sich die Folgen der Erkältung. Sie fing an, vorsichtig zu üben. Sie sang oft meiner Mutter vor, die, wie Ihnen bekannt sein dürfte, Musik sehr liebt. Auch ich habe mit ihr musiziert. Und dann klang ihre Stimme bald in alter Schönheit wieder."

„Aber warum will sie nun nicht zur Bühne gehen?"

„Ja, weshalb sie diese Absicht aufgab, weiß ich nicht, kann es mir aber denken. Sie will in Konzerten singen. Und da ihr voller Mezzosopran sich wohl auch sehr schön zu großen Oratorien eignet, so will sie auch in Kirchenkonzerten singen."

„Ich kann es noch immer nicht recht verstehen," sagte Eva. „Sie sprach doch schon so viel von ihren Rollen, von den Toiletten. Als Konzertsängerin kann ihr nie so viel Huldigung, so viel Ruhm werden. Da kann sie wohl mit ihrem Gesang Beifall ernten, aber ihre Schönheit, ihre Leidenschaft im Spiel, alles das befähigte sie in so reichem Maße zur Bühnenkünstlerin. Will sie das alles aufgeben? Ich begreife es nicht. Ja, wenn sie durch Krankheit entstellt worden wäre, wenn sonst ein Unglück sie hinderte ..."

„Ja, gnädigste Frau, dann wäre es aber auch kein Opfer. Ohne es mit Gewißheit behaupten zu können, glaube ich fast, meine Mutter hat diese Wandlung bei ihr bewirkt. Ich glaube, es ist eine Wandlung des Charakters. — Eines Abends im Halbdunkel sang sie das ‚Gebet der Elisabeth' aus dem ‚Tannhäuser'. Nachdem sie geendet hatte — meine Mutter, Fräulein Nieden und ich waren allein im Zimmer — sagte ich: ‚Sie haben die Stelle transponiert und einen Ton tiefer gesungen, nicht wahr?

Das werden Sie in der Aufführung aber wohl nicht dürfen.'

Da antwortete sie mir, aber sah dabei nicht mich, sondern meine Mutter an: ‚Ich werde auf der Bühne nie singen.'

Die Mutter blickte fragend zu ihr auf. Da faßte Fräulein Nieden ihre Hand und sagte ernst: ‚Ich werde nicht zum Theater gehen.'

Und da legte die Mutter ihre Hand auf Ottiliens braune Locken. ‚Möge Ihr Entschluß das Rechte sein, liebes Kind.'

Es war ein so feierlicher Augenblick, daß ich mir recht überflüssig dabei vorkam. Ich verstand ja nicht, wie das so plötzlich gekommen war. Machte mir mit einem Buch zu tun, bis Dora mit der Lampe hereintrat. Da stand Fräulein Nieden auf, setzte sich wieder an den Flügel und sang Schumanns Lieder aus ‚Frauenliebe und -leben'. Nie hatte ich das bisher von ihr gehört. Sonst hatte sie immer behauptet: ‚Diese Lieder sind mir zu weichlich. Ich bin nicht solch sanftes, bescheidenes Geschöpf, daß ich es als Gnade eines Mannes auffassen könnte, wenn er mich liebt. Dann würde ich auch nie singen können: Nur die Würdigste von allen darf beglücken deine Wahl, und ich will die Hohe segnen viele tausend, tausend Mal.'

Und nun sang sie diese Worte plötzlich, und zwar so ausdrucksvoll und mit so reinem Gefühl, daß ich empfand, in ihren Worten lag ein Versprechen, das ernst und aufrichtig gemeint war."

Eva war tief bewegt.

Sie wußte nicht, ob Walter wußte, was er ihr damit sagte. Sie aber verstand es. Sie verzieh Ottilie alles und dankte innig Frau Runge für ihren Einfluß, die offenbar diesen Wandel vollbracht hatte.

Würde sich nun auch ihres Mannes Herz ihr wieder zuwenden ...?

Fest preßte sie die Hände zusammen und blickte hoffend zum Walde, zur schimmernden Kapelle hinauf.

Anne-Marie kam zurück, glücklich über ihre Schätze, meinte aber besorgt, Eva sähe jetzt doch angegriffen aus. Es würde wohl Zeit, ins Haus zu gehen.

Walter verstand den Wink, und reichte Eva sorglich den Arm, um sie hineinzuführen.

Er verabschiedete sich bald darauf.

Vorläufig wollte er Eva nicht wieder sehen. Welchen Dienst er ihr erwiesen hatte, indem er ihr von Ottiliens Handlung erzählte, das wußte er nur zu gut. Deshalb war er ja gekommen. Aber nun war auch seine Selbstbeherrschung erschöpft. Er sah und fühlte ja, daß sie mit ganzer Seele an dem fernen Gatten hing. Daß sie nur hoffte und sich sehnte, ihm wieder nahe sein zu dürfen. Da mußte er schweigen und gehen.

Möchte sie glücklich werden. Möchte doch Fritz Waldau einsehen lernen, welchen Schatz er besaß.

Eva reichte ihm dankbar lächelnd die Hand zum Abschied.

Er berührte sie kaum. Zu küssen wagte er sie nicht mehr. Ihn drohte die Ruhe zu verlassen.

Sie sah so zart aus, so leidend und doch in diesem Augenblick so glücklich, daß ihm ein heißer Schmerz die Brust beklemmte.

Rasch verbeugte er sich und eilte hinaus.

Draußen hielt ihn noch Anne-Marie auf und fragte ihn, ob er nicht fände, daß Eva kränker aussehe.

„Ich weiß, was es ist, Mut und Lust zum Leben, zum Gesundwerden fehlt ihr," fügte sie betrübt hinzu.

Dann begleitete sie den Bruder noch ein Stückchen des

Wegs bis zu seinem Gasthaus und merkte in ihrer Freude, Walter hier zu haben, gar nicht, wie still er war, und wie bleich er aussah. Noch weniger, daß er nicht, wie sonst, mit ihr scherzte.

Als sie endlich ins Zimmer trat, fand sie Eva beschäftigt, ein Jäckchen für ihren kleinen Sohn zu arbeiten. Dabei strahlten ihre Augen; ihre Wangen waren sanft gerötet.

Anne-Marie blieb erstaunt an der Tür stehen. Die junge Frau bemerkte sie gar nicht. Als sie dann näher trat, hielt Eva ihr das Jäckchen hin.

„Sieh nur, das ist immer noch nicht fertig. Morgen will ich aber recht fleißig sein und alles Versäumte nachholen, damit ich es Kurt bald schicken kann."

„Hat dich Walters Besuch nicht angestrengt?"

„Gar nicht," sagte sie fröhlich. „Er hat mir so viel erzählt, was mich berührte. So viel Schönes," sagte sie träumerisch.

Anne-Marie schaute verwundert drein.

So plötzlich fand Eva Lust zur Arbeit? Wo sie bisher doch immer zu müde zu allem war.

Und noch mehr wunderte sie sich, als Eva später sagte: „Anne-Mariechen, morgen wollen wir spazierenfahren, nicht wahr?"

Dann fragte Anne-Marie: „War's nicht ein glücklicher Tag heute mit so vieler Botschaft?"

„Mit solch guter Botschaft," betonte Eva gedankenvoll. Und fügte hinzu: „Ein reicher Tag!"

Heinrich Ehrlichs Künstlerheim in Berlin war wie ein Märchen. Da seine Frau eine reiche Fabrikantentochter war und sie keine Kinder besaßen, konnten sie dieses Heim ausbauen zu einem so entzückenden Tuskulum, daß es

keiner so leicht wieder vergaß, der auch nur einmal hier aus und ein gegangen war.

Diesem Heim lebten sie und ihren Papageien.

Eine ganze Schar dieser buntbefiederten Wesen lebte, plapperte, schrie und koste hier. Rosafarbene, grüne, graue, große und kleine Vögel.

Und Heinrichs Ehrlichs Frau waltete zwischen ihnen, als seien es ihre Kinder, für die sie sorgte und lebte. Besonders da ihr Mann doch viel abwesend war, wenn er in anderen Städten die Theateraufführungen leitete. Dann blieb sie daheim bei ihren vielen Papageien und war doch nicht allein.

Zum ersten Male trat Ota Nieden durch das Portal dieses Hauses.

Sie wollte mit Papa Ehrlich sprechen, dem sie mehr vertraute als anderen Bekannten. Er sollte nun auch hören, daß sie sich entschlossen hatte, dem Theater zu entsagen und Konzertsängerin zu werden. Bei Frau Schmidt-Loewe war sie vorher schon gewesen. Dort hatte sie kein Verständnis gefunden. Heftige Vorwürfe, Klagen, Beschwörungen hatte sie anhören müssen. Schließlich, als alle Überredungskünste vergebliche Mühe waren, hatte die Schmidt-Loewe sie geradezu ausgelacht und spöttisch erklärt, sie benehme sich wie irgendein dummes, hilfloses, kleines Provinzmädel. Weil ihr moralische Bedenken gekommen wären, wolle sie nun Hals über Kopf eine Laufbahn aufgeben, die ihr ein glänzendes Leben verheiße, für die sie vorherbestimmt sei wie selten eine!

Sie solle jetzt nur der augenblicklichen Stimmung nachgeben und gehen. Später würde sie ganz bestimmt wiederkommen. Sie, die Schmidt-Loewe, sei dann immer noch für sie da, sie wolle dann auch gar nicht nachtragend und keinesfalls engherzig oder kleinlich sein, son-

dern sie als reuig Zurückkehrende wieder aufnehmen trotz dieser unklug überhasteten unverständlichen Absage.

Moralische Bedenken? Lächerlichkeiten, weiter nichts. Und ihr ganzes Studium sei nun umsonst; fortgeworfen das schöne Geld. Auch die Gesangstunden sollten damit erledigt sein? Die wolle sie auch aufgeben?

Bewahre, sie wolle doch Konzertsängerin werden.

Pah! Konzertsängerin! Das sei weder Fisch noch Vogel. Ein kümmerliches Mittelding. Eine Phantasie! Und das Ende wäre dann schließlich doch nur die kleine Gesanglehrerin, die das Heer der Hunderte vermehrt, die schwer um ihren Lebensunterhalt ringen. Dann könnte sie ja doch besser Erzieherin geblieben sein. Das wäre ein sichereres Brot gewesen.

Da war Ottilie doch schwankend geworden.

„Wie ein kleines Provinzmädel?“ Freilich, jetzt, wo sie wieder in Berlin war, wo das Leben der Großstadt sie wieder umbrandete, wo sie diese Luft atmete, die übersättigt ist von dem Jagen und Treiben nach Verdienst, nach Arbeit, nach Vergnügen, da kam ihr das Leben auf dem Lande wie ein Traum vor.

Das Leben in Friedberg. Gab es so etwas überhaupt noch?

War's möglich, daß sie dort zu Füßen von Frau Runge gesessen war? Daß sie mit den Kindern im Garten getollt hatte, fröhlich und harmlos wie ein Kind? Daß sie mit dem Sohn des Hauses, mit Walter Runge, verkehrt hatte wie mit einem guten Bruder? Ohne Koketterie. Ohne Herausforderung. Ohne den leisesten Wunsch, ihm zu gefallen.

Hatte sie sich nun selbst die Hände gebunden mit diesem Versprechen an Frau Runge? Konnte sie nicht mehr zurück, ohne daß diese Frau mit den klaren Augen, mit

dem durchdringenden Blick sie verachtete? Sie für wankelmütig und haltlos hielt?

Da kam ihr in diesem Zwiespalt der Gedanke an ihren guten Freund Heinrich Ehrlich. Er war selbst Schauspieler, war Regisseur, war auch schon Theaterdirektor gewesen. Er kannte sie genau von dem Kursus bei der Schmidt-Loewe. Und er kannte vor allen Dingen die Verhältnisse in Friedberg, kannte Fritz Waldau, Eva und die Familie Runge. Er sollte ihr raten.

Von seinem schönen Heim hatte sie viel gehört. Die kleine Dita Wesenheim hatte in den stärksten Ausdrücken davon geschwärmt. Aber was kannte das kleine Ding auch, das aus einfachsten Verhältnissen stammte. Die Villa ihres Pflegevaters in der schönen Hansastadt war sicherlich auch eine Sehenswürdigkeit mit ihrem großen Park, dem kleinen Teich darin und der Halle, die dem Hause sein besonderes Gepräge gab.

Sie war überzeugt, ihr würde das berühmte Ehrlichsche Künstlerheim nicht so großen Eindruck machen.

Und da stand sie nun doch überrascht und freute sich an dem schönen Bilde, das der in einem nicht großen, aber in vollster Blüte stehenden Garten liegende Holzbau darbot.

Rosen, wohin man sah!

Blühende, rankende Rosen an Holzspalieren. Blühende hängende Rosen über den Weg gespannt. Und weiße Lilien in verschwenderischer Fülle unmittelbar am Hause, die sich in ihrem schneeigen Weiß von dem dunklen Braun des Holzes abhoben.

Sie fragte sich, weshalb ist denn der Mann, der sich dies alles schaffen konnte, noch Schauspieler? Weshalb lebt er noch seinem oft so mühevollem Werk, einzustudieren, zu leiten und die tausend Ärgernisse auf sich zu

nehmen, die einem Theaterleiter das Leben schwer machen?

Wenn es so etwas Herrliches war um die Schauspielkunst, um das Theater, das Bühnenleben, wenn es ihn anscheinend so mit allen Fasern festhielt, dann würde er auch sie sicherlich überreden, zur Bühne zu gehen. Und sie hoffte es. Sie freute sich dessen!

Jene Aufwallung in dem kleinen Zimmer bei Frau Runge war echt und ehrlich gemeint gewesen.

Aber sie hielt nicht stand vor dem Leben in und mit der Welt. Hielt nicht stand für ein Mädchen, das sich ihren Unterhalt verdienen wollte und mußte. Ottilie wollte nicht länger abhängig sein von Fritz Waldau. Denn das war's, was sie jetzt am meisten quälte und peinigte. Sie wollte unabhängig werden und seine Hilfe nicht mehr beanspruchen. Und mehr noch, sie wollte den Waldaus, also auch Eva nicht noch weiter solche Summen kosten. Sie hatte sich Eva gegenüber nicht wert gezeigt solcher Güte. Sie, die ihr die Liebe des Gatten geraubt hatte, konnte und durfte nicht ferner pekuniär von ihr abhängig sein.

Und doch sagte sie sich dann wieder: „Wenn es meine Kunst verlangt, wenn es mein Talent rechtfertigt, so müßte ich es doch annehmen, um später nur umso sicherer die Schulden abtragen zu können, die mir jetzt schon manchmal drückend vorkommen!"

Hätte sie geahnt, daß Fritz Waldaus Verhältnisse gar nicht mehr so glänzend waren, wie sie immer gedacht hatte, dann wäre dieser Gedanke vollends niederdrückend gewesen.

Sie stand vor dem Hause und suchte nach der Klingel.

Nicht eine Klingel, nein, ein Klopfer war's, in schöner Schmiedearbeit.

Ein Dienstmädchen öffnete und ging, um sie anzu-
melden.

Sie stand in der Diele, einem großen Raum, ganz in
schwarzbraunem Holz gehalten. Die breite, schön ge-
schwungene Treppe mit geschnitztem Geländer führte von
hier nach oben. Das war ähnlich wie daheim das „Vesti-
bül" bei den Pflegeeltern. Und doch alles wärmer, tiefer,
künstlerischer.

Vom Hintergrund her schimmerte ein großes, buntes
Fenster in Glasmalerei. Eine große Frauengestalt, von
rosigen Putten umgeben. Das Licht, das durch dieses Fen-
ster eindrang, verbreitete in dem ganzen Raum eine ma-
gische Dämmerung. Unter dem Glasfenster gewahrte sie
einen dunkelroten Marmorkamin. Daneben eine Plauder-
ecke mit großem Rundsofa und schön geschnitztem Tisch
davor.

Rechts und links wundervoll geschnitzte Servanten mit
eingebauten Schränken für Geschirr.

Die Beleuchtung für die Abende schien von einer
länglichen Kuppel mit gelblichem Seidenvorhang zu
kommen, aus dem elektrische Birnen herabhingen.

Auf einmal schrak Ottilie zusammen.

Ein seltsamer Schrei tönte aus der Nische herüber.
Und dann folgte die zärtliche Aufforderung: „Papchen,
Köpfchen krauen! Hörst du? Lolo, Köpfchen krauen!
Spitzbube, schäme dich!"

Ottilie lachte.

Aha, dort saß auf der Stange einer der Papageien von
Elisa Ehrlich.

Sie wäre gern hingegangen, um mit dem schönen Tier
zu spielen, wagte es aber nicht.

Endlich kam das Mädchen zurück.

„Herr Direktor lassen bitten!"

Auf einmal klopfte Ota das Herz.

Der Mann sollte jetzt über ihr Schicksal entscheiden. Denn das hatte sie sich fest vorgenommen: was er ihr riet, würde sie tun.

Kandelaber mit hohen Lichtern standen beim Eingang des nächsten Raumes.

Erstaunt blickte sie sich um. Ein ganz kleines Zimmer war es, winzig klein gegen die große Diele. Aber entzückend hell und licht mit seiner bunten Tapete und Glasvitrine: das Damenzimmer.

„Bitte hier," sagte das Mädchen.

Sie öffnete noch eine zweite Tür, durch die Ottilie in das Allerheiligste des Hausherrn trat.

Auch dieser Raum war nicht groß. Mit ausgebautem Erker, bunten Fenstern, einem länglichen Tisch und vielen Bildern.

Heinrich Ehrlich empfing sie im kurzen Samtrock. Das ziemlich lange Haar, das schon etwas grau gesprenkelt war, umgab das ihr so gut bekannte Gesicht.

Der warme, gar nicht bühnenmäßige Ton seiner Stimme berührte sie, wie jedesmal von neuem, sympathisch.

„Nun, Fräulein Rieden, zurück in Berlin? Haben Sie Ihre Ferien recht genossen? Und geht's nun wieder an die Arbeit?"

„Ja, Herr Direktor, das sollen Sie mir erst sagen, ob's wieder hineingeht."

„Was heißt das? Wollen Sie etwa heiraten? Oder was hindert Sie sonst?"

„Mein eigenes Wort, das ich verpfändet habe. Mein eigenes Herz, das nicht aus noch ein weiß!"

Heinrich Ehrlich blickte Ottilie prüfend an.

„So, so! Und da soll ich . . . ?"

„Sie sollen raten und helfen. Bitte, Herr Direktor!“ Und auf einmal brach die Ota Rieden vergangener Tage durch. Sie lächelte schelmisch, hob die gefalteten Hände und schmeichelte: „Bitte, bitte, lieber Papa Ehrlich!“

„Na, also! Fort mit dem steifen: Herr Direktor. Aber nun setzen Sie sich mal, Kindchen. Und dann muß ich hören, ‚woans und woso‘, wie es bei Fritz Reuter heißt.“

Ottilie nahm in einem der tiefen, ledernen Sessel Platz, in dem sie sich zusammenkuschelte.

Und dann fing sie an zu plaudern.

Sie erzählte von ihrem Besuch bei Frau Runge, die ihr geraten habe, nicht zur Bühne zu gehen, von ihrem Versprechen. Mit keinem Wort sprach sie von Fritz Waldau.

Heinrich Ehrlich hatte ihr freundlich zugehört.

War das nun alles? Deswegen sollte sich Ota Rieden von ihrem brennenden Wunsch, zur Bühne zu gehen, abhalten lassen? Dann müßte Frau Runge übernatürliche Kräfte gehabt haben.

Nein, dahinter steckte mehr.

Heinrich Ehrlich dachte eine Weile nach und warf dann leicht hin: „Alles schön und gut. Aber was sagt denn der sogenannte Vizepapa, Herr Waldau, zu diesem Entschluß? Schien mir doch durchaus nicht abgeneigt, das Bühnenleben recht interessant zu finden!“

„Der weiß es noch gar nicht.“

„Weiß es noch nicht? ... Oh! Haben wir uns verkracht? Ist das der Grund?“

„Nein! Gott behüte. Nein!“

„Dann verstehe ich Sie nicht. Nun aber heraus mit der wilden Katze. Soll ich Ihnen raten, muß ich auch klar sehen. Sonst kann ich Ihnen nicht nützen.“

Ottilie wand die Hände in ratloser Verlegenheit.

Daran hatte sie nicht gedacht. Sie konnte doch nicht sagen ... Nein, das ging nicht!

Ehrlich schwieg. Seine klugen Augen beobachteten sie.

Sie wagte die Lider nicht aufzuschlagen.

Da war sicher etwas faul im Staate Dänemark. Hatte er sich's doch gleich gedacht.

Endlich fragte er: „Na, geht's nicht? Will's nicht heraus?"

„Ich kann nicht!"

„Quälen will ich Sie nicht. Kann Sie ja auch nicht zwingen."

Nach kurzem Schweigen sprach er in verändertem Ton weiter: „Sie kennen mein Heim noch nicht. Ich möchte es Ihnen zeigen."

Er erhob sich.

Auch Ottilie stand auf.

„Meine Frau ist nicht hier. Ich weiß nicht, ob Sie gehört haben, daß wir noch einen kleinen Bauernhof im Mecklenburgischen besitzen? Augenblicklich ist sie dort, da ich morgen wieder fortgehe in die Provinz. Einen Tag später und Sie hätten mich hier nicht getroffen."

„Und dann steht dieses entzückende Besitztum hier leer?"

„Nur für vierzehn Tage, dann sind wir beide wieder hier. Meine Frau hat dort viele Hühner, Puten und Pfauen."

„Und hier Papageien."

„Haben Sie schon was von ihnen gesehen?" fragte er lächelnd.

„Und gehört." Sie lachte vergnügt.

Lange hielten schwere Stimmungen nicht bei ihr an.

„Ach, so! Der Papchen? Ja, das ist ein Schlingel! Schreien kann er, daß es gellt! Aber er bekommt auch manchmal Schläge, wenn er unartig ist."

Als Bestätigung seiner Behauptung gellte in dem Augenblick, als sie die Diele betraten, ein scharfer Schrei durch den Raum.

„Willst du still sein!" drohte Heinrich Ehrlich. „Soll ich mit dem Stock kommen?"

„Papchen gut sein! Papchen artig! Köpfchen krauen! Komm, komm!"

Ehrlich trat heran und ließ den Vogel auf seine Hand steigen.

So hielt er ihn Ottilie hin, und die war ganz entzückt, als das schöne, silbergraue Tier sich zärtlich an ihre Wange schmiegte und sich den Kopf krauen ließ.

„So, du Schlingel, nun komm wieder auf deine Stange."

Der Vogel wollte sich kaum von Ottilie fortnehmen lassen und hackte mit spitzem Schnabel nach seinem Herrn.

Der lachte.

„Ja, sie sind alle mehr Damen- als Herrenfreunde! Das kommt, weil sie doch recht eigentlich die Pfleglinge meiner Frau sind. Sehen Sie da in der Höhe das Bauer mit den kleinen grünen Gesellschaftsvögeln? Einer von ihnen war gestorben. Nun haben wir dem Überlebenden einen neuen Gefährten gegeben. Aber er grämt sich um seinen Freund und ist immer traurig. Ihren besonderen Liebling hat meine Frau auch jetzt mit, einen rosaroten Flamingopapagei. Ein wirklich schönes Tier."

Sie gingen jetzt durch die Kleiderablage zur Rechten in den Garten hinaus.

Mit leuchtendem Blick zeigte Ehrlich ihr seine Rosen, seine Lilien und im Hintergarten die hohen Kiefern und Tannen, in die hinein man das ganze Besitztum gebaut hatte.

Nach einigen Schritten in das Dämmerdunkel hinein blieb Ottilie erstaunt stehen.

Was war das? Noch ein Haus?

Er lächelte.

„Mein Tuskulum!"

Und auf ihren fragenden Blick erklärte er: „Der nordische Pavillon. Viel bekannt in der Künstlerwelt; Maler und Bildhauer sind hier schon ebensoviel aus und ein gegangen wie Sänger und Schauspieler. Kommen Sie!".

Wieder blieb Ottilie stehen.

Eigenartige Beleuchtungskörper standen am Eingang. Der achteckige, große Raum hatte einen Aufsatz, der die Kuppel trug. Das Ganze im nordischen Stil. Heinrich Ehrlich drückte auf einen Knopf an der Tür. Elektrische Beleuchtung flammte auf.

Er ließ eine Weile den ersten Eindruck wirken.

Dann deutete er auf die sechs Fenster. In Glasmalerei zeigten sie die nordischen Götter.

Säulen schlossen den Innenraum ab und trugen die Kuppel. Ein dicker, runder Teppich lag unter dem großen, runden Eichentisch. Die schweren Eichenstühle hatten hohe Lehnen. Der Kamin war aus roten Ziegelsteinen errichtet wie der Feuerherd im Märchen vom Knusperhäuschen.

Ottilie wußte nicht, was sie zuerst sehen und bewundern sollte.

Die Kuppel stellte den blauen Himmel dar. Unsichtbare Flammen beleuchteten die Kuppel, die in tiefem Blau strahlte.

Die Lampenarme, die oben an den Säulen hervorragten, waren schön getriebene, schmiedeeiserne Arbeit.

Ein Druck auf den Beleuchtungsknopf und der Himmel lag im Dunkel. Statt dessen glühten rote Lämpchen an den Säulen auf. Magisches Licht floß durch den ganzen Raum. An den Außenwänden standen breite und tiefe Lederdiwane.

Auf einen Wink Ehrlichs ließ sich Ota auf einer dieser Ruhebänke nieder.

Heinrich Ehrlich setzte sich neben sie und nahm ihre Hand.

„Kindchen, ich bin ein alter Mann gegen Sie. Wollen Sie mir nicht lieber doch sagen, was Sie bedrückt?“

„Ich bin ja so benommen von all der Schönheit hier. Wie glücklich müssen Sie sein!“

„Glücklich?“

Er lächelte ein bißchen wehmütig. „Glücklich? Ja! Es ist meine Freude, dies alles haben schaffen zu können. Ich habe manchmal viel verdient, und das Geld meiner Frau kam dazu. Aber eigentlich ist das alles nur Ersatz. Hätten wir Kinder, könnten wir uns das nicht geschaffen haben. Und die Papageien? Auch nur Ersatz. Hätten wir ein so liebes Töchterlein wie Sie,“ er streichelte ihre Hand, „wir hätten gern alles andere dafür hingegeben. Jetzt allerdings sind wir beide nicht mehr jung, meine Frau und ich. Und die Papageien und das Heim haben uns die Kinder ersetzt. . . . Wir hätten uns ja auch ein Kind annehmen können. Aber man hat keinen Dank davon.“

Es war unabsichtlich gesagt.

Ottilie aber war's, als erhielte sie einen Schlag.

Dann fragte Ehrlich: „Nun, wollen Sie nichts sprechen?“

Noch eine Weile kämpfte sie.

Da streichelte seine große Hand ihre zitternden Finger.

Und sie fing leise an zu erzählen. Das rote Licht, die seltsame Umgebung machten sie beklommen.

Stockend berichtete sie von ihren Erlebnissen. Je mehr sie sich in Erinnerungen an Einzelheiten verlor, umso stärker empfand sie sich als schuldig. Es blieb allerdings mehr Empfindung.

Ein bezeichnendes Wort sprach sie nicht aus. Zu ihrer größten Überraschung sagte dann Heinrich Ehrlich: „Ihre Schuld.“

Da fuhr sie empor.

„Daß Sie das sagen? Unbegreiflich!“

„Warum? Weil ich ein Schauspieler bin? Muß ich denn deshalb laxe Anschauungen haben? O nein!“

Er richtete sich auf und blieb vor ihr stehen.

„Nein. Sie waren den Waldaus Dank schuldig. Treueste Anhänglichkeit und Dankbarkeit wäre Ihre Pflicht gewesen.“

Da brauste sie auf: „Immer nur Dank! Das erwartete man in Bremen bei meinen Pflegeeltern. Dieses Wort habe ich bis zum Überdruß gehört! Ich wollte loskommen von einer Umgebung, die mich immer daran gemahnte. Wäre das nicht so gewesen, dann säße ich heute noch als Haustöchterchen. Und nun soll ich wieder als undankbar gelten. Soll denn jedes eigene Gefühl immer gehemmt und geknechtet werden?“

„Aus eigenem freien Entschluß muß ein sittlich hochstehender Mensch handeln. Da zeigt sich erst, wer man ist. Dem Gefühl nach leben, das kann jeder. Daraus entstehen vor allem die traurigen Frauenschicksale. Ja, ich hab's so halb und halb geahnt, daß dort nicht alles stimmte, als ich die junge Frau Waldau kennen lernte an jenem Abend. Sie ist krank und lebt nun in Wiesbaden? So reime ich mir das aus Ihren Andeutungen zusammen. Ist's so?“

„Ja,“ sagte Ottilie einsilbig.

Sie fühlte sich auf einmal wieder recht bedrückt und unsicher. Sie hatte von Ehrlich nicht erwartet, daß er sie behandeln würde wie ein strenger Richter.

Nun ging er ein paarmal auf dem Teppich hin und her,

blieb dann vor Ottilie stehen und sagte mit gütigem Ausdruck im Gesicht: „Hoffen Sie, Kind, daß die arme Frau gesundet, denn sonst müssen Sie für immer einen nie zu überwindenden Vorwurf in sich tragen. Jetzt verstehe ich diese Frau Runge und begreife, warum sie Ihnen zum Aufgeben der Bühnenlaufbahn geraten hat."

„Und Sie? Was ist Ihre Meinung?"

„Eine Frage statt einer Antwort. Wann sollte Ihre Ausbildung abgeschlossen sein?"

„Für die große Oper? In einem Jahre."

„Also noch ein ganzes Jahr wären Sie auf die Hilfe der Waldaus angewiesen. Denn ich, wenn ich's auch wollte, ich könnte es nicht übernehmen, die Kosten dieser Ausbildung ein Jahr zu tragen. Unser Vermögen steckt in diesem Besitz und in dem kleinen Bauernhof in Mecklenburg. Ich trete nicht mehr so oft auf. Ich fange an, müde zu werden."

Das hatte gar nicht nach Theater geklungen. Ottilie fühlte den echten Ton und blieb still.

Nach einer Weile begann Heinrich Ehrlich: „Wissen Sie, daß in der Gegend von Friedeberg die Leute sagten, der Waldauer Herr stünde nicht gut? Ich erinnere mich jetzt ganz deutlich, daß von zwei Herren, die miteinander plauderten, der eine sagte: Waldaus Sorgen möchte ich nicht haben."

„Sorgen? Die hat doch schließlich jeder Mensch; auch reiche Leute sind nicht sorgenfrei."

„Nein, meine Liebe! Die Herren sprachen damals ausdrücklich von Geldsorgen, ja sie behaupteten sogar, Waldau sei verschuldet."

„Waldaus sollen Geldsorgen haben und Schulden? Das ist nicht möglich! Wer kann solche Bemerkungen gemacht haben? Das waren gewiß Leute, die keinen Einblick in die wahren Verhältnisse haben konnten."

Ottilie schien schwerer betroffen von diesen Worten, als Ehrlich erwartet hatte. Ruhig sprach er weiter: „Sie sagen, so etwas sei nicht möglich? Da fehlt Ihnen doch das Beurteilungsvermögen. Da kommt man nach äußerlicher Schätzung zu falschen Auffassungen. Die Hypotheken sieht man ja auf dem Dach nicht. Und mit anderen Schulden verhält sich das ebenso. Gewiß, das Gebäude und alles, was dazu gehört, macht einen durchaus soliden Eindruck. Deswegen kann es doch mit dem Vermögen übel stehen, und die Sorgen können recht drückend sein."

Ottilie besann sich, weshalb Ehrlich über diese Dinge sprach. Er mußte irgendeinen Grund haben, den sie nicht begriff. Ärgerlich erwiderte sie: „Was Sie da erzählen, ist ganz und gar unmöglich! Ich glaube es nicht."

Beharrlich sprach Ehrlich weiter: „Ich könnte Ihnen die Namen der Männer nennen, denen ich zuhörte, ohne daß sie ahnten, es sei jemand in der Nähe, der ihr Gespräch vernehmen könnte. Sie wissen, die Zimmer in den Gasthäusern haben manchmal recht dünne Wände! Würde ich Ihnen die Namen der Herren nennen, wäre es wohl möglich, daß die Ihnen nicht fremd sind. Ich habe damals mehr erfahren, als Sie ahnen können. Wissen Sie, daß Herr Waldau Spieler ist? Daß er leidenschaftlich spielte und verlor. Und die beiden Herren sprachen ihre Verwunderung aus, daß Waldau erst seit einiger Zeit dem Spielteufel verfallen sei. Ja, ich könnte Ihnen auch erklären, welchen Grund die Männer dafür angaben."

Da sank Ottilie auf den Sitz zurück, legte das Antlitz in beide Hände und stöhnte: „O Papa Ehrlich. Wie sind Sie grausam!"

Dann brach sie in wildes Schluchzen aus.

Leise strich er über ihre gesenkten Schultern.

„Weinen Sie nur. Weinen Sie. Das ist für die Seele

so wohltätig wie Aprilregen in der Natur. Das weckt die Knospen und die Blüten, die in Ihnen stecken. Das schwemmt manches Wilde, Unbeherrschte fort."

Dann blieb es lange Zeit still. Nur das Schluchzen Ottiliens war zu hören.

Inzwischen hatte Ehrlich die helle, lichte Beleuchtung wieder eingeschaltet.

Er trat an einen Eckschrank, nahm zwei Gläser heraus und schenkte hellen, weißen Wein in die Gläser.

Ihr Weinen war linder geworden.

Nun trat er wieder zu ihr.

„Kommen Sie, Kind! Trinken Sie einen Schluck. Das tut Ihnen gut."

Sie nahm das Glas. Sah ihn unter Tränen lächelnd dankbar an und trank.

Feurig rann der starke Wein durch ihre Adern.

„Ich danke Ihnen, Papa Ehrlich!"

„Nichts zu danken. Es ist gut, daß Sie mich nicht mehr grausam nennen. Und nun, wie ist's mit Ihrer Frage, mit meinem Rat? Soll ich noch antworten? Oder beantworten Sie sich die Frage jetzt selber?"

Ottilie strich sich über die heiße Stirn. Ihre Augen brannten, und rote Flecken flammten auf ihren Wangen.

„Nein, Papa Ehrlich, Sie brauchen mir nichts mehr zu sagen. Ich weiß selber, was ich tun muß. Jetzt erst bin ich mir ganz klar geworden. Nicht damals bei Frau Runge. Da war's eine sentimentale Aufwallung, die bald genug verflogen ist. Jetzt weiß ich nur das: ich muß so rasch wie möglich verdienen, sobald wie möglich frei werden von Wohltaten, die mich jetzt wie Feuer brennen."

„Ja, und nun will ich Ihnen doch auch noch mit meinem Rat kommen. Lassen Sie sich von Ihrem Lehrer sagen, ob und wann Sie in Konzerten auftreten können.

Wenn Sie bald dafür reif sind, sagen Sie mir's. Dann kann ich Ihnen weiter helfen. Ich habe ja so viele Bekannte, das wissen Sie."

Lächelnd bot Ottilie ihm die Hand.

„Nur keine großen Worte machen. Fleißig sein! Nicht nachlassen! Keinen Verkehr! Dann wird es rascher gehen, als Sie jetzt denken. Ist's dann so weit, daß Sie sich hören lassen können, bringe ich's schon fertig, Ihnen einen vollen Saal zu sichern. Wir werden es dann schon erreichen, daß dies Konzert nicht in der Flut all der Tagesneuigkeiten verloren geht, daß Sie bekannt werden."

„Und die Bühne?"

„Wenn Ihnen die Konzerte die Mittel dazu schaffen, können Sie ja noch weiter studieren. Warum nicht? Daß die Bühne für Ihr Temperament eine große Gefahr birgt, ist nicht zu leugnen. Sind Sie sich dessen aber bewußt, ist's vielleicht besser, Sie lassen die Finger davon. Das müssen Sie mit sich allein ausmachen. Ich kann Ihnen nur sagen, die Bühne ist ein heißer Boden, das weiß ich aus alter Erfahrung. Es kommen so oft junge Mädchen zu mir, die es lockt, sich diesem Leben voll äußeren Glanzes zu ergeben. Ich rate allen ab. Allen, ohne Ausnahme. Ein begnadetes Talent kommt auch ohne Rat dazu. Das beißt sich durch trotz allem. Aber ich betone noch einmal, der Boden ist heiß, besonders für Sie."

Ottilie besann sich nicht lange.

„Ich verstehe, wie Sie's meinen. Und das Konzert muß bald möglich werden. Ich will alles daran setzen, um keine Zeit zu verlieren."

„Sobald die Sommerreisenden aus den Bädern kommen, könnten Sie so weit sein. Es muß gleich zu Anfang der Saison stattfinden. Dann läßt es sich schon einrichten, daß ihm viele andere nachfolgen."

Er reichte ihr die Hand, die sie kräftig drückte.

„Nun will ich aber gehen."

Noch einmal sah sie sich um. „Papa Ehrlich, es ist nicht zu sagen, wie schön dies alles ist."

„Sie sind ja hoffentlich nicht zum ersten und letzten Male dagewesen. Kommen Sie doch wieder, wenn meine Frau zurück ist. Ich hoffe, Sie kommen oft und freunden sich mit meiner guten Alten an. Vielleicht ist sie keine Frau Runge. Aber sie ist Frau Ehrlich. Und was das heißen will, wissen alle Freunde unseres Hauses. Eine treue Freundin für die Jugend. Eine kluge Frau, von der Sie manches lernen können."

Das elektrische Licht erlosch.

Der Pavillon versank in der Dämmerung.

Draußen unter den Bäumen blieb Ottilie stehen.

„Papa Ehrlich, hier singe ich Ihnen mal ‚Solveigs Lied', wenn's Ihnen Freude macht."

„Jawohl. Und meinen Dank voraus. Dazu lade ich dann den Waldschulzen ein, der die Konzertagentur hat. Sie sollen mal sehen, wie der hinter Ihnen her ist. Dem dürfen Sie auch dreist mal ein paar schöne Augen machen. Der verträgt's. Und es bringt was ein."

„Papa Ehrlich! Wie kann man einem jungen Mädchen einen solchen Rat geben! Aber ich habe schon begriffen, wie das gemeint ist."

„Gut. Dann ist mein Zweck erreicht. Ich brauche Sie hoffentlich nicht nochmals darauf aufmerksam zu machen, daß wir immer selber unsere größten Feinde sind."

Sie standen unter dem Rosenbehang. In dicken Büscheln hingen sie über ihnen. Heinrich Ehrlich zog eine Schere aus der Tasche und schnitt einige Blumen ab. Er freute sich über jede Blüte, und bald war es ein ganzer

Strauß, den er Ottilie in die Hand drückte, nachdem er erst sorgfältig die großen Dornen abgeknipst hatte.

„Papa Ehrlich, ich danke Ihnen und will den Tag so bald nicht vergessen."

Er blickte ihr halb lächelnd, halb wehmütig nach.

„In der steckt so viel Leben wie in zehn anderen. Man sollte sie nicht ganz sich selber überlassen. Wäre schade, wenn aus der nichts Rechtes werden sollte. Muß mal mit meiner Frau reden, die hätte das Zeug dazu, Einfluß zu gewinnen. Die macht's auch nicht mit Überredungskünsten allein, die doch nicht lange nachwirken. Meine Alte kennt mehr von der Welt, und mit ihrem Humor wird sie der Ota Rieden manches besser und anhaltender beibringen, als dies mit Ermahnungen möglich wäre. Und wenn's not tut, kann sie auch so deutlich werden, daß ein Mißverständnis unmöglich ist."

(Fortsetzung folgt)

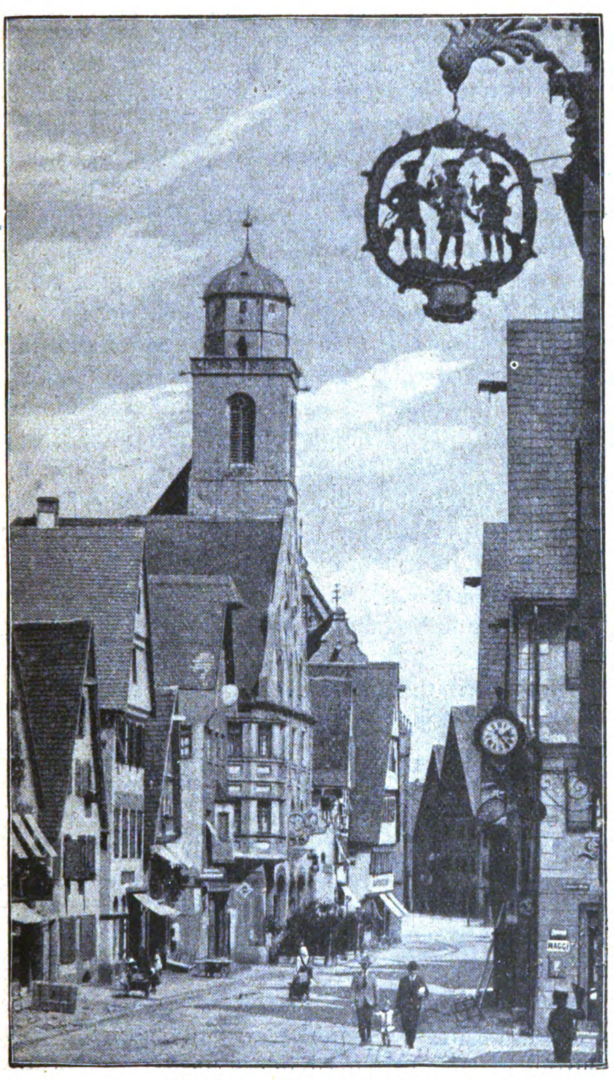
Die Dinkelsbühler „Kinderzeche"

Von Markus Seibert / Mit Abbildungen nach Aufnahmen und Kunstblättern aus dem Verlage von Paul Schön, Dinkelsbühl

Unter den vielen großen und kleinen Städten unseres Vaterlandes, die auf ein hohes Alter zurückblicken, gibt es nicht viele, die ihre mittelalterliche Schönheit so unberührt und einheitlich erhalten haben, wie das leider so wenig bekannte fränkisch-schwäbische Schmuckkästlein Dinkelsbühl. Läge die Stadt irgendwo im Ausland, ihr Ruf wäre dann gewiß in aller Mund, und man käme sich rückständig vor, bekennen zu müssen, nicht einmal zu wissen, wo diese Perle unter den kleinen alten Städten im Süden des Reiches zu suchen ist. Anders steht es mit Rothenburg im Taubergrund, und doch liegt Dinkelsbühl nur fünf Meilen davon entfernt. Ja, wird man vielleicht sagen, Rothenburg bietet jährlich sein weltbekanntes Festspiel, da ist es kein Wunder, wenn sich dorthin der Fremdenstrom bewegt. Seit fünfundzwanzig Jahren wird aber auch in Dinkelsbühl ein Festspiel aufgeführt, dessen erster, ernster Teil im oberen Saal der Schrannenhalle am alten Rathausplatz vor sich geht, und das dann im Freien seine weitere spannende Entwicklung und mit der Kinderzeche seinen fröhlichen Abschluß findet. Dieses uralte Fest wird schon in Kirchenpflegeakten von 1635 als „altes Herkommen" bezeichnet, wonach die Schulkinder mit ihren Lehrern alljährlich einmal zur schönen Sommerzeit „zechen" gingen. In der Zeit, aus der dieser Eintrag stammt, erlitt Deutschland seit 1618 die Jahre der „schweren Not", die erst 1648 mit dem Frieden von

Osnabrück ihr Ende erreichen sollte. So jammervoll jene Jahrzehnte auch waren, den Kindern scheint man ihre alte Festfreude trotzdem nicht verwehrt zu haben. Ja, ein trauriges Geschick, das über die Dinkelsbühler während der Schwedenzeit hereinbrach, gab dem alten Kinderfest, dessen Ursprung damals längst vergessen war, erst einen neuen Inhalt, der es über die kommenden Jahrhunderte bis in unsere Tage rettete. Ein geschichtliches Ereignis verband sich mit Resten einer alten Sage, und so lebte die Kinderzeche weiter, die nun jedes Jahr am dritten Sonntag im Juli gefeiert wird.

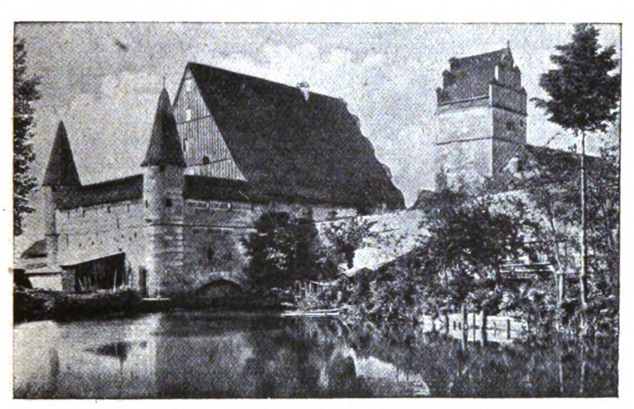
Goethe nannte den Punkt, wo Geschichte und Sage zusammengrenzen, höchst reizvoll für die Geschichtsforscher. Es ist meistens der schönste der ganzen Überlieferung. Einst fragte Friedrich der Große den geisteichen Staatsmann und Geschichtsforscher Ch. K. Wilhelm von Dohm: „Wo fängt die Geschichte an?" und erhielt die feinsinnige Antwort: „Da, wo die Sage aufhört." Und Jakob Grimm schrieb: „Aller Sage Grund ist nur Mythus, wie er von Volk zu Volk in unendlicher Abstufung wurzelt. Ohne mythische Unterlage läßt sich die Sage nicht fassen, so wenig, wie ohne geschehene Dinge die Geschichte." Und an anderer Stelle äußerte er: „Märchen, Sage und Geschichte greifen in Wendungen und Mischungen ineinander über und werden sich mehr oder weniger ähnlich.... Die Kinder glauben an die Wirklichkeit der Märchen, aber auch das Volk hat noch nicht ganz aufgehört, an seine Sagen zu glauben, und sein Verstand sondert nicht viel darin; sie werden ihm aus den angegebenen Unterlagen genug bewiesen, das heißt das unleugbar nahe und sittliche Dasein der letzteren überwiegt noch den Zweifel über das damit verknüpfte Wunder. Daher kann dem Volk eigentlich nichts zugebracht werden, als



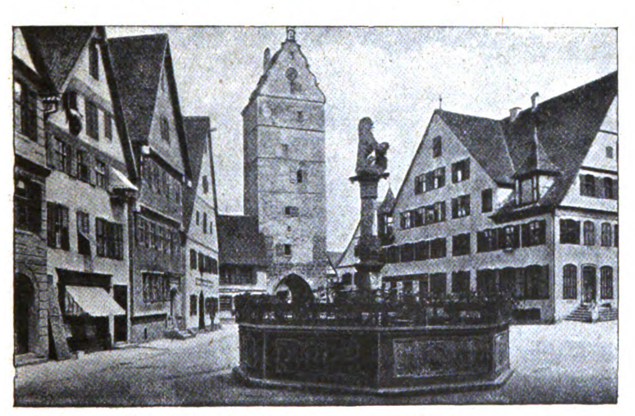
Segringer Straße von oben.

was sich ihm auf dem Wege der Sage vermittelt; einer in Zeit und Raum zu entrückten Begebenheit, der dieses Erfordernis abgeht, bleibt es fremd oder läßt sie bald wieder fallen. Unverbrüchlich haftet es dagegen an ererbten und hergebrachten Sagen, die ihm in rechter Ferne nachrücken und sich an alle seine vertrautesten Begriffe schließen. Niemals können sie ihm langweilig werden, weil sie ihm kein eitles Spiel, das man wieder fahren läßt, sondern eine Notwendigkeit scheinen, die mit ins Haus gehört, sich von selbst versteht und nicht anders als mit einer gewissen, zu allen rechtschaffenen Dingen nötigen Andacht beim rechten Anlaß zur Sprache kommt. Die stete Bewegung und dabei immerfortige Sicherheit der Volksagen ist eine der trostreichsten und erquickendsten Gaben Gottes. Um alles menschlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur eines Landstrichs besitzt, oder woran ihn die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied, wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub an Obst und Blumen setzt. ... Die Sage geht mit anderen Schritten und sieht mit anderen Augen als die Geschichte; der Geschichte fehlt ein gewisser Beigeschmack des Lieblichen, oder wenn man lieber will, des Menschlichen, wodurch die Sage so mächtig und ergreifend auf uns wirkt; vielmehr weiß sie alle Verhältnisse zu einer epischen Lauterkeit zu sammeln und wieder zu gebären. Es ist aber sicher jedem Volke zu gönnen und als eine edle Eigenschaft anzurechnen, wenn der Tag seiner Geschichte eine Morgen- und Abenddämmerung hat; oder wenn die, menschlicher Augenschwäche doch nie ganz ersehbare Gewißheit der vergangenen Dinge, statt der schroffen, farblosen und sich oft verwischenden Mühe der Wissenschaft, sie zu erreichen, in den einfachen und klaren

Bildern der Sage, wer sagt es aus, durch welches Wunder geboren? wiederscheinen kann."



Kehrseite der befestigten Stadtmühle.



Alter Rathausbrunnen. — Wörnitztor.

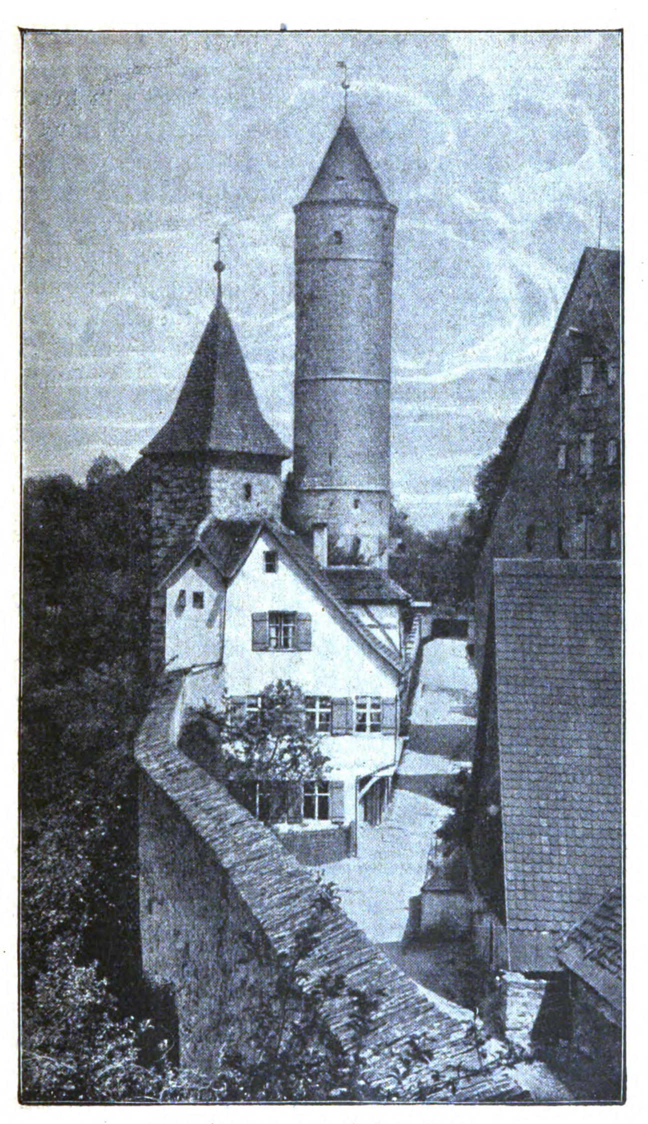
Die vermutliche Herkunft und die weitere sagenhafte Vollendung der Dinkelsbühler Kinderzeche läßt einen

schönen und erhebenden Blick in das Walten und Gestalten der Volkseele tun und ist ein bemerkenswerter Beweis dafür, wie Sage und Geschichte miteinander verschmelzen konnten.

Die Anfänge der Stadt an der Wörnitz, die an der heutigen Grenzmark zwischen Franken und Schwaben hinter ihrem wohlerhaltenen Mauerring liegt, leiten in das zehnte Jahrhundert zurück, in dem viele Gründungen von deutschen Städten erfolgten. Im Jahre 928 soll die Siedlung mit dem ersten Mauerwerk gesichert worden sein. Bühel ist ein altes Wort für Hügel, und Dinkel nannte man eine Getreideart. Stammt nun der Stadtname von dem Bühel, auf dem sich Siedler zusammenschlossen, und der nährenden Körnerfrucht, die man anbaute, oder leitete er sich, wie die Sage will, von dem Besitz des Dinkelbauern ab, der Tinko oder Dinko, vielleicht auch Dinkilo hieß, wer könnte das entscheiden? Die Sage fand ihren sichtbaren Ausdruck in dem Dinkelbauerbrunnen, der 1866 zur Erinnerung an den „Gründer" der Stadt errichtet ward. In einem kapellenartigen, gotischen Aufbau steht die Figur des sagenhaften Bäuerleins, das Sichel und Dinkelgarbe in der Hand hält.

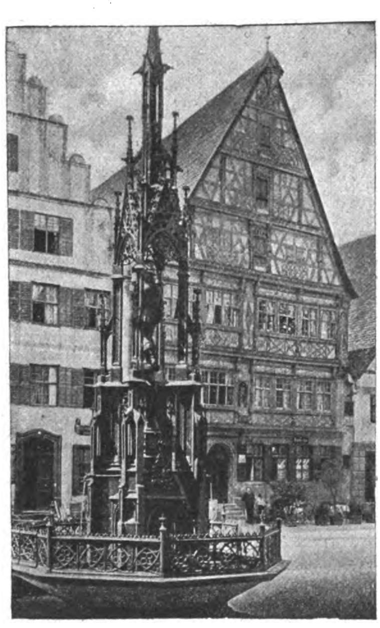
Und doch gibt es noch eine andere Deutungsmöglichkeit, die wohl mit dem Brauch der „zechenden" Kinder in Zusammenhang zu bringen wäre. Vielleicht bestand einst auf dem Bühel, auf dem sich später das städtische Gemeinwesen entfaltete, eine auf der Höhe gelegene Dingspill, eine deutsche Gerichtsmalstätte.

Seit dem neunten Jahrhundert verlegte die Kirche ein Fest zu Ehren des Apostels Jakobus auf den 25. Juli. Da dieser Tag in die Ernte fiel, wurde er früher häufig „Jakobstag im Schnitt" oder „in der Ernte" genannt. Vielerlei Bräuche, die an diesem Tag haften, lassen ver-



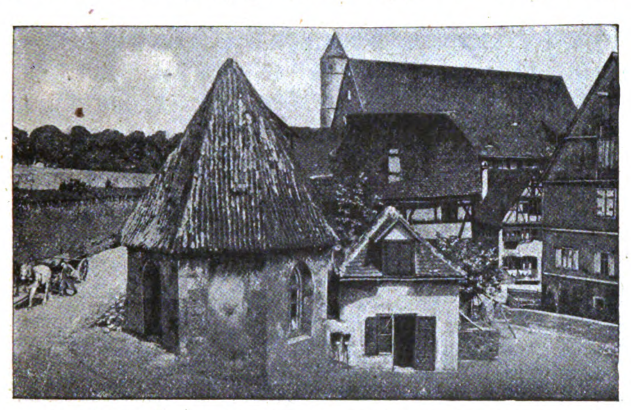
Kapuzinerweg und Grüner Turm.

muten, daß er schon in vorchristlicher Zeit von hoher Bedeutung gewesen sein muß. Da und dort sind nur die Hütebuben und -mädchen von aller Arbeit frei; Knechte und Mägde müssen für sie das Hüten besorgen. Mancherorts lodern in der Abenddämmerung des Jakobstages auf Höhen und Felsgraten Feuer auf. Ziegenböcke wurden geopfert, woraus zu schließen ist, daß man den Tag Donar zu Ehren feierte. Da der Jakobstag der Sonnwendfeierzeitlich nahe lag, wurden die meisten Bräuche auf letzteres Fest übertragen, und so blieben für den Jakobitag nur wenige Reste übrig, die einen passenden Grund zum Fortbestehen fanden. Von alters her gab es besondere Feiern für Kinder, die sich an jene der Erwachsenen anschlossen. In Naumburg an der Saale fällt das Hussiten- oder Kirschenfest, ein ausgesprochener „Kindertag“, in dieselbe Zeit wie die Dinkelsbühler „Kinderzeche“. Dort wird von der Sage berichtet, daß der grimme Hussitenführer Prokop 1432 die Stadt, die seiner Macht



Dinkelbauerbrunnen und „Deutsches Haus“.

zu trotzen wagte, „mit Feuer und Schwert verheeren" und alle Einwohner, gleichviel welchen Alters und Ge-



Dreikönigskapelle und Mesnerhäuschen. Lokalmuseum.



Turmpartie der alten Befestigung.

schlechts, umbringen lassen wollte. Da zogen Knaben und Mädchen aus der Stadt hinaus, suchten den Wüterich

im Lager auf, knieten vor ihm nieder und baten um Gnade. Gerührt vom Anblick der jammernden Kleinen, ließ Prokop ihnen zum Tanz aufspielen, gab ihnen Kirschen, Birnen und Schoten und schickte sie wieder in die Stadt zurück. Vor den Toren ward angesagt, die Bürgerschaft sei begnadigt, das Heer zöge ab und Prokop wolle Naumburg auch nicht ein Huhn nehmen lassen. Da beschloß man in der Stadt, die Kinder sollten zum „ewigen Gedächtnis“ ihrer Tat alljährlich an den Ort ziehen, wo das Lager der Hussiten gestanden, und dort in eigens dazu errichteten Hütten mit Kirschen, Bier und Wein erfrischt werden, dann ein nahe bei der Stadt gelegenes Schotenfeld ganz abpflücken und des Abends ihren Rückzug mit klingendem Spiele, mit grünen Zweigen in der Hand und dem Rufe: „Hussitensieg!“ halten dürfen. Bischof Johann soll dieses Kinderfest im Jahre 1433 bestätigt haben.

Die Gaben Prokops deuten unmißverständlich auf Erntezeitgeschenke. Und die Geschichte kennt nichts von einer Belagerung der Stadt, die weder unter dem 1434 gestorbenem Prokop noch später von einem anderen böhmischen Heerführer heimgesucht wurde. Der Naumburger Chronist, der dies Ereignis aufgezeichnet hat, beschrieb es im — sechzehnten Jahrhundert, und gedruckt findet sich diese Schilderung erst 1782. Das Kinderfest aber ist alt, denn seit mehr als dreihundertsiebenundzwanzig Jahren sind in den Ratsrechnungen Ausgaben für diese Feier vorhanden.

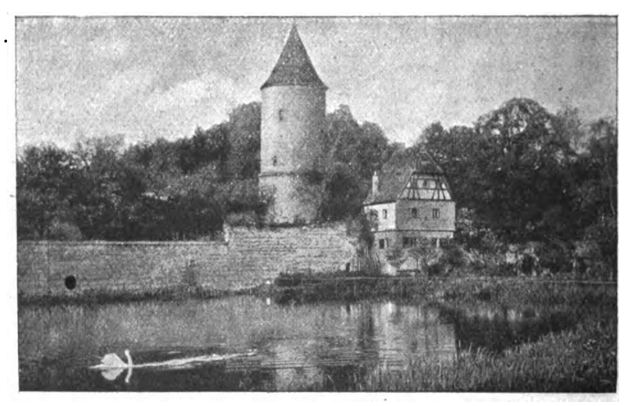
Deutlich zeigt sich, daß Menschen, die den Sinn eines alten Brauches nicht mehr verstehen, eine neue Deutung erfinden, unbekümmert um geschichtliche Vorgänge, die nur als Motiv dienten. So entstanden außer dieser Sage ähnliche auch anderwärts. So feierte man in Zofingen

die Erinnerung an eine durch Kinder vereitelte geschichtlich unerweisbare „Mordnacht“. In Höxter oder Huxar im Korveischen soll während des Dreißigjährigen Krieges eine Taube das Unheil der Bombardierung verhütet haben. Sie pickte dem Mann, der die erste Kanone losbrennen wollte, auf die Hand; da sprach der Fähnrich: „Es ist Gottes Wille, daß ich nicht schießen soll“, und ließ ab. In der Nacht kamen die Schweden, und der Feind zog fort. In Wehrstedt bei Halberstadt standen bei einem Überfall die Toten aus den Gräbern auf und retteten ihre Kinder. Nach einer alten deutschen Sage ließ Fredegund, Guntrams Witwe, den in den Kampf ziehenden Franken das noch an der Mutterbrust zu nährende Söhnchen voraustragen. — Anders als in Naumburg bildete sich in Dinkelsbühl eine Sage, die zum Weiterleben der uralten Kinderzeche beitrug. Die Stadt hatte seit 1619 unter den Wirren des Dreißigjährigen Krieges viel zu erdulden. Nachdem von 1624 an zahlreiche Durchmärsche schwere Opfer gefordert hatten,



Rothenburger Tor.

zogen 1632 die Schweden an. Der Obrist von Sperreut forderte bedingungslose Übergabe, und da die Stadtväter keine Hilfe sahen, übergaben sie die Stadt. Der schwedische Obrist zeigte sich als harter, rücksichtsloser und habgieriger Herr. Er forderte für seine Person wiederholt „Recompense" (Erkenntlichkeit in Bargeld), und über diese genau verbuchten Summen kam es später im Rat



Rothenburger Weiher — Faulturm.

noch zu großen Streitigkeiten. Auch sonst liegen Zeugnisse vor, die den Charakter Sperreuts nicht günstig beleuchten. Und wie seltsam berührt es nun, angesichts solcher geschichtlich beglaubigten Tatsachen, wenn man die Verschmelzung von Sage und Geschichte, von Dichtung und Wahrheit vergleicht. Das uralte Herkommen der Kinderzeche erhielt eine Stütze in der Sage, die nun entstand. Hier bestätigten sich Grimms Worte, daß die Sage mit anderen Augen sieht als die Geschichte, daß sie menschlich ergreifende Züge erfindet, die in der Wirklichkeit nicht gegeben waren. In der Sage wurden die Kinder zu den



Obrist Sperreut verkündet der Stadt Dinkelsbühl Gnade.
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.

Rettern der Stadt und Sperreut zu einem Mann, dessen Herz von den unschuldigen Kleinen gerührt wurde, und der über die Feinde Gnade walten ließ um ihretwillen.

Unsere haßerfüllte Zeit, in der ein wehrloses Volk im angeblichen Frieden weiter mißhandelt wird, findet in

diesem Zug volkstümlicher Gestaltung einen reinen Spiegel, den sie nicht vor ihr unmenschlich entstelltes Gesicht zu halten wagen darf. Mit Lügen hat man diesen Krieg vorbereitet und geführt, und mit Lügen setzt man den schmachvollen Kampf fort, seit die Waffen ruhen; die ganze Welt ist vom seelenvergiftenden Pesthauch der bewußten Unwahrhaftigkeit erfüllt und gefühlsblind geworden.

In der Sage von der Dinkelsbühler Kinderzeche überwand die sittliche Kraft der Volkseele die gemeine Wirklichkeit. Und so lebt in ihr der große edle Gedanke weiter, daß die Güte eine höhere Macht ist. So muß einmal auch in dieser verstörten, gefühlsverderbten Welt, in der wir leben, die rohe Gewalt überwunden werden. Vielleicht ist es eine Mutter gewesen, die im Jammer und der ichsüchtigen Erbarmungslosigkeit des Dreißigjährigen Krieges zuerst den Herzenston in der Sage gefunden hat, der seitdem in der Kinderzeche weiterklingt. Das seit 1897 in Dinkelsbühl aufgeführte Festspiel kann hier nicht bis ins einzelne geschildert, sondern inhaltlich nur kurz angedeutet werden. Der Oberst von Sperreut hat das jede Hoffnung zerstörende Wort ausgesprochen: „Engel müßten niedersteigen, soll die Stadt errettet werden!" Das hört auch die „kinderlose", eines armen Türmers kinderliebende Tochter, und sie zieht nun mit den schuldlosen Kleinen dem grimmen Feind entgegen, vor dem sie, mit ihnen niederkniend, Gnade erbittet. Vom Anblick der kleinen Geschöpfe im Gemüt getroffen, fühlt sich der Obrist zum Widerruf seines Wortes bewegt.

Diese Szene geht im Spiel auf der Straße vor sich, und ihr folgt der Festzug der Jugend vor die Tore der Stadt zur fröhlichen Kinderzeche.

Annähernd fünftausend Einwohner bergend, hat sich in der rings noch von Mauern, Türmen und Toren

umhegten, von einem hohen Domdach überragten Stadt Dinkelsbühl ein Stück Mittelalter von seltener Reinheit in landschaftlich reizvollster Lage erhalten. Da den meisten von uns die Welt für lange Zeit verschlossen bleibt, wird es heilsam sein, das eigene Vaterland mehr als zuvor kennen und wieder lieben zu lernen. Und wenn auch zwischen den Erwachsenen unseres Volkes ein herbes Mißverstehen, ja eine offene Abneigung ganzer Schichten nicht geleugnet werden kann, so war das in der Zeit der „schweren Not", in der die liebliche Sage entstand, wohl nicht viel anders. Wie damals, so sollten wir aber auch heute wieder erkennen, daß es die Kinder sind, in denen allein die Zukunft unseres schwer ringenden Volkes ruht. Sie müssen die zerrüttete Welt wieder aufbauen, und das wird ihnen umso besser gelingen, je weniger trüb wir ihr Dasein gestalten. So verstanden, ist die Dinkelsbühler Kinderzeche ein Sinnbild, dem wir eine Stätte schaffen sollen in unseren Herzen.



Hof im Hezelschen Hause.

Einiges über Gemüsedüngung

Von Dr. Hugo Fischer

Recht viel Gemüse zu essen, raten uns die Ernährungshygieniker, und mit Recht, denn vorwiegende Fleischkost ist auf die Dauer ungesund und nicht minder unwirtschaftlich. Mit den drei großen Klassen: Kohlenhydrate (Stärkemehl und Zuckerarten), Fette und Eiweißstoffe, mit diesen allein ist es nicht getan, obzwar sie immer die Grundlage aller Ernährung sind und bleiben werden; die Gemüse führen uns noch etwas Wichtiges, ja Unentbehrliches zu: die sogenannten „Nährsalze". Das sind chemische Grundstoffe, die zwar in der Gemüsekost nicht als einfache salzartige, sondern als viel verwickeltere Verbindungen enthalten sind, die aber die Pflanze selbst aus den „Düngesalzen" oder „Kunstdüngern" aufnimmt.

Mit der Mahnung, viel Gemüse zu essen, werden die erwerbsmäßigen Gemüseerzeuger selbstverständlich ihrem Geschäft aufzuhelfen bemüht sein; dann sollen sie aber dafür sorgen, daß ihre Erzeugnisse, die Gemüsepflanzen, solche Nährsalze in voll ausreichenden Mengen vorgesetzt bekommen, damit die Verbraucher auch ein Nährsalze reichlich enthaltendes Gemüse für ihr teures Geld erhalten. Die Selbsterzeuger aber, die „ihren eigenen Kohl bauen", werden schon im eignen Interesse, um ein recht bekömmliches Gemüse zu erzielen, auch mit Düngesalzen nicht sparen dürfen.

Das ist der eine Gesichtspunkt, der uns veranlassen soll, Gemüsebeete „rationell", das heißt vernünftig, so wie die Erfahrung es gelehrt hat, zu düngen. Ein zweiter

Grund ist der, daß wir die Erntemenge durch solche Düngung wesentlich steigern können. Das ist leider noch bei weitem nicht allen, die das Land bebauen, so recht in Fleisch und Blut übergegangen, aber eben darum muß die Forderung nach ordnungsmäßiger Düngung immer wieder allen denen, die es angeht, ins Ohr geschrieen werden, denn Deutschland braucht hohe Erträge von allen seinen Feldfrüchten bitter notwendig! Es ist mit der Wage festgestellt worden, daß wissenschaftlich geleitete Versuchsanstalten bis zum Fünffachen mehr an Kartoffeln geerntet haben, auf die gleiche Fläche berechnet, als von den umliegenden Privatgütern im Durchschnitt geerntet wurden, also unter gleichen klimatischen und Witterungsverhältnissen. Die von allen Seiten gewünschte Steigerung der deutschen Ernten liegt also durchaus im Bereich der Möglichkeit!

Die Düngerarten, mit denen wir auf solches Ziel hinarbeiten können, zerfallen in zwei Klassen: „organische" oder „humusgebende" und „mineralische" oder „künstliche" Dünger, auch als „Nährsalze" oder „Düngesalze" zu bezeichnen.

Die erstgenannten, die humusgebenden Dünger, setzen sich aus allerhand pflanzlichen und tierischen Abfällen und Abgängen zusammen. Sie bestehen aus abgestorbenen und (zur Zeit ihrer Verwendung) schon halbverwesten Tier- und Pflanzenkörpern oder den Teilen solcher. Hierher gehören der Stallmist, der aus allerhand Küchen-, Garten- und anderen Abfällen zusammengesetzte Kompost, die Gründüngung, ferner Torfmull, Teichschlamm und so weiter. Allen diesen Stoffen kommt die Eigenschaft zu, sich im Boden immer mehr zu zersetzen, oder besser: zersetzt zu

werden von den Bakterien, jenen winzigsten aller lebenden Wesen, die aber, was ihnen an Körpergröße abgeht, durch ihre zahllose Menge wieder einbringen; denn in jedem Gramm normalen Bodens sind sie zu einer bis einigen Millionen enthalten. Jene organischen Substanzen werden von ihnen aufgezehrt, aber langsam, erst in Jahren; die Zwischenstufe, in welcher sie bis zur völligen Zerstörung im Boden lagern, nennen wir eben „Humus". Dieser Humus ist nun von einer gar nicht genug zu schätzenden Bedeutung. Zunächst wirkt er bodenverbessernd; in leichten Sandböden, die selbst stärkere Regengüsse gar zu rasch in die Tiefe verschwinden lassen, vermehrt der Humus die wasserhaltende Kraft — schwere Böden dagegen lockert er auf und erleichtert den Pflanzenwurzeln das Eindringen. Humus erwärmt ferner den Boden, und hält leichtlösliche mineralische Pflanzennährstoffe fest, daß sie nicht leicht ausgewaschen werden, doch nicht so fest, daß die Pflanzenwurzeln sie nicht aufsaugen könnten. Gewisse nützliche Bakterien des Bodens, besonders solche, welche den Stickstoff der Luft aufnehmen und den Boden damit anreichern, werden durch Humus sehr wesentlich gefördert. Dessen wichtigste Rolle besteht aber doch darin, daß er — es ist das im Grunde genommen ein Atmungsvorgang, also ähnlich dem, der in unseren Lungen sich abspielt — bei seiner Zersetzung durch die Bodenbakterien als vorwiegendes Spaltungsprodukt Kohlensäure abgibt, die nun wiederum zwei wichtige Aufgaben zu erfüllen hat: im Bodenwasser gelöst, macht sie schwerer lösliche Mineralstoffe leichter löslich und damit den Wurzeln zugänglich, aus dem Boden als Gas aufsteigend kommt sie ins Bereich der Blätter und wird von diesen, unter Mitwir-

kung des Sonnen- beziehungsweise des Tageslichtes, aufgenommen und verarbeitet, und liefert so den Ausgangsstoff für alle jene Verbindungen, welche nicht nur den Pflanzen-, sondern danach auch den Tierkörper aufbauen. Der Kohlenstoff, der dem Gewichte nach 50 bis 54 vom Hundert der absolut trocken gemachten Pflanze ausmacht, stammt also ganz nur aus der Kohlensäure der umgebenden Luft, nicht — wenigstens nicht unmittelbar — aus dem Boden. Das ist eine so merkwürdige Tatsache, daß die Wissenschaft, obwohl vor jetzt fast hundertzwanzig Jahren der Zusammenhang der Dinge schon klar erkannt war, doch noch ein halbes Jahrhundert lang nicht hat daran glauben wollen. Nun, heute zweifelt kein Mensch mehr daran, daß es so ist; heute zweifeln nur noch einige daran, daß wir aus den immer klarer erkannten Tatsachen wichtige und praktisch nutzbare Schlüsse herleiten können für die Steigerung unserer Ernten. Denn, so sagen die Zweifler, die Luft enthält überall Kohlensäure, hoch oben in den Bergen wie über dem Ozean; berechnet auf das ganze Luftmeer, das den Erdball umgibt, kommt eine schwindelnd hohe Summe heraus, von welcher der ausgleichende Wind immer wieder an die Stellen des Verbrauches Kohlensäure heranführt — was kann da der Mensch noch Besonderes dazu tun? Nun, er kann sehr viel dazu tun! Erstens kommt es bei der Aufnahme der Luftkohlensäure in die Blätter sehr auf die Konzentration an, und die ist in der freien Luft recht gering, sie beträgt nämlich nicht mehr als $^3/_{10}$ Liter in jedem Kubikmeter! Nun ist unwiderleglich bewiesen, daß erstens die Pflanze mit bestem Erfolge ein Mehrfaches von irgendwie, auch künstlich (das heißt nicht aus dem Boden) zugeführter Kohlensäure verarbeiten kann, daß Wachstum, Blütenbildung, Fruchtansatz, auch Wider-

stand gegen Schmarotzer aufs günstigste beeinflußt werden, und daß zweitens über einem humushaltigen Boden der Kohlensäureanteil in der Luft zwei- bis dreimal größer ist als in der freien Luft. Also werden wir durch organische Düngung zweifellos eine bessere Kohlensäureernährung unserer Kulturpflanzen und mit dieser eine merkliche Ernteſteigerung erreichen.

Nach dieser Auseinandersetzung über die Vorzüge des Humus und der Kohlensäure sollen einige praktische Winke folgen. Mein dringender Rat ist: soviel als möglich humusgebenden Dünger erzeugen und sammeln, dabei auch das Kleinste nicht gering achten! Alle Haus- und Küchenabfälle, alles im Garten oder Ackerland ausgejätete Unkraut (vor der Blüte oder mindestens lange vor dem Samenansatz ausjäten!) werde auf dem Komposthaufen gesammelt. Daß man durch öfteres „Umstechen" dessen Zersetzung beschleunigen soll, scheint mir nicht gut, denn diese Zersetzung ist ja immer ein Verlust. Schon die normale Zersetzung des Haufens führt zu fortdauernder Abgabe von Kohlensäure, und man sollte bei Anlage des Komposthaufens darauf bedacht sein, daß diese Kohlensäure möglichst dem eigenen Feld oder Garten erhalten bleibe und zugute komme. Selbst Kohlenstaub können wir dem Kompost beigeben, besser noch dem Boden direkt einverleiben, denn auch er wird, langsam freilich, zersetzt und gibt Kohlensäure ab. Jeder Tierhalter, auch wenn er nur Kaninchen oder Hühner züchtet, lege Wert auf Gewinnung recht reichlicher Dungmassen aus seinem Stall. Also: reichliche, oft erneuerte Einstreu, es muß nicht das teure Stroh sein, man wird oft mit Heidekraut, Adlerfarn und ähnlichen Dingen nachhelfen können, vor allem aber sei Torfmull zur Einstreu empfohlen, der durch seine große Auffaugefähigkeit ungemein

nützlich, auch den Tieren gesund ist, sowohl bei Groß- wie bei Kleinvieh und Geflügel. Mit den Abgängen der Tiere vermischter Torfmull ist von vorzüglichster Düngewirkung. Überall, wo es anzubringen ist, sei auch das Torfklosett empfohlen: im wesentlichen ein Bottich, in den jeder Besucher gehalten ist, nach vollbrachtem Werk eine Handvoll von dem bereitstehenden Torfmull zu werfen. Während menschliche Abgänge, als solche verwandt, den Boden sehr ungünstig verändern, gibt der Inhalt des Torfklosetts einen ausgezeichneten Dünger ab. Für Siedlungsbauten ist daher eine solche Einrichtung dringend zu empfehlen, die auch, wegen der antiseptischen Eigenschaften des Torfes, gesundheitlich ganz einwandfrei ist; der Torf bindet auch die üblen Gerüche, was jedenfalls auch noch ein Vorzug ist.

Alle die hier genannten humusgebenden Düngemittel enthalten nun auch in gar nicht geringen Mengen die lebensnotwendigen Nährsalze für den Pflanzenwuchs, am wenigsten freilich der Torf, sofern er aus Hochmooren stammt, die ausgesprochen nährstoffarm sind; Niederungs- oder Wiesenmoor ist daran beträchtlich reicher, auch Stallmist, Kompost und so weiter. Ja, man hat jahrzehntelang gewohnheitsmäßig den Stallmist, unter Nichtachtung seiner Kohlensäurewirkung, nur auf den Gehalt an Stickstoff bewertet und Gründüngung nur unter dem Gesichtspunkt der Stickstoffgewinnung betrieben. Der Umstand aber, daß wir mit diesen organischen Düngern auch Nährsalze in den Boden bringen, sollte uns in keinem Falle abhalten, auch kräftig mit Mineralstoffen zu düngen, denn erst damit holen wir alles aus dem Boden heraus, was er hergeben kann.

Sehr entschieden zu warnen ist vor dem leider noch

weitverbreiteten Irrtum, als könne man mit einem jener lebensnotwendigen Grundstoffe alles machen. Dieser Irrtum, der sich namentlich auf den Stickstoff erstreckt, mag dadurch entstanden sein, daß Mangel oder Vorhandensein dieses Stoffes sich besonders deutlich am Pflanzenwuchs zeigt, und daß die anderen, ebenfalls notwendigen Stoffe ja in keinem Boden ganz und gar fehlen. Aber eben diese dürften nach mehreren Ernten doch schon so erschöpft sein, daß dann auch Stickstoffdüngung nicht mehr viel helfen kann. Es gibt ein „Gesetz des Minimums", das vielfach Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen ist, das manche Abänderungen und Zusätze erfahren hat, auf welche wir hier nicht näher eingehen können; der Grundgedanke aber steht fest: Höchsternten können wir nur dann erwarten, wenn alle Nährstoffe und alle Wachstumsbedingungen in dem ausreichenden Grade vorhanden und erfüllt sind. Fehlt es auch nur an einem, so wird die Ernte entsprechend verringert ausfallen. Man hat ein recht nettes, anschauliches Gleichnis erfunden, die Sache leichter vorstellbar zu machen: Man denke sich einen Bottich aus je 1 Meter hohen Dauben wasserdicht zusammengefügt — in diesen kann man nun auch 1 Meter hoch Wasser einfüllen. Wäre aber eine der Dauben nur 50 Zentimeter hoch, dann nützt es nichts, wenn die anderen auch 3 oder 5 Meter hoch wären — füllen kann ich den Bottich nicht höher, als bis zur Höhe der niedrigsten Daube, also hier bis 50 Zentimeter. Würde diese Daube auf 80 Zentimeter verlängert, dann kann ich den Bottich bis 80 Zentimeter füllen, aber auch nicht höher. Ganz füllen kann ich ihn nur, wenn alle Dauben 1 Meter hoch sind. So ähnlich ist es auch mit den Pflanzennährstoffen und der

Ernte. Bemerken möchte ich noch besonders, daß diese Gesetzmäßigkeit nicht nur für die Nährsalze gilt, sondern ebensowohl für die Kohlensäure, von der oben die Rede war, auch für das Wasser, mit dem also bei trockener Witterung nachzuhelfen ist, freilich auch für andere Faktoren, mit denen nicht so leicht nachgeholfen werden kann, wie beispielsweise Sonnenschein und Wärme.

Gehen wir nun die chemischen Grundstoffe einzeln durch, welche die Pflanze benötigt (der Kürze halber sollen diejenigen unerwähnt bleiben, welche für Düngungsfragen unwesentlich sind, weil sie in den natürlichen Böden oder in den zu nennenden Düngemitteln so ausreichend vorhanden sind, so daß man nicht noch besonders damit zu düngen braucht), und beginnen wir mit Stickstoff, nicht daß er wichtiger wäre als die anderen, denn nach dem soeben erläuterten Gesetz sind sie alle gleich wichtig. Der Stickstoff aber ist derjenige unter ihnen, der die sichtbarsten Wirkungen auf den Pflanzenwuchs ausübt. Er läßt die Pflanzen „ins Kraut gehen", das heißt, er treibt sie zu Sproß- und Blattbildung an, die Blätter werden groß und saftig grün, während Mangel an Stickstoff sich durch kümmerliche Entwicklung und Gelbwerden der Blätter verrät. Die Blütenbildung (natürlich auch der Samenansatz) wird durch ein Übermaß an Stickstoff verzögert; mangelt es aber an diesem, dann kommt die Pflanze zu früh zur Blüte, ehe sie körperlich sich genügend gekräftigt hat, und Blühen und Fruchten bleibt unbefriedigend. Mit Stickstoff zu düngen, stehen uns mehrerlei Stoffe zur Verfügung; vorausschicken will ich, daß Stickstoff sowohl in Salpetersäure, wie in Ammoniak (das stechend riechende Gas im „Salmiakgeist") enthalten ist. Chilesalpeter, das ist salpetersaures Natron,

war bis 1914 beliebt, jetzt kommt er, als Einfuhrartikel, wohl kaum in Frage, wie auch der in Skandinavien mittels Wasserkraft erzeugte Norgesalpeter (das ist salpetersaurer Kalk). Wir können ihn ersetzen durch schwefelsaures Ammoniak (meist kurzweg, aber falsch, nur „Ammoniak" genannt), ein Abfallerzeugnis der Leuchtgasgewinnung; dieses schätzenswerte Düngemittel wirkt etwas langsamer als Salpeter, ist ihm aber an Wirkung im allgemeinen gleich. Die deutsche Industrie hat in den letzten Jahren mehrerlei Stickstoffsalze erzeugt, von denen hier nur der künstliche Harnstoff und salpetersaure Harnstoff genannt sei; der „ideale Stickstoffdünger", das salpetersaure Ammoniak, ist leider in hohem Grade explosionsgefährlich. Ein anderes technisches Produkt hat sich schon in gewissem Maße eingebürgert: der Kalkstickstoff, ein feines, schwärzliches Pulver, das Kohlenstoff, Kalk und Stickstoff enthält, das nur sorgfältig vor Nässe zu schützen und grundsätzlich einige Wochen vor der Saat zu streuen ist. Beim Befeuchten und im Boden, der Luft ausgesetzt, zersetzt es sich, wobei vorübergehend giftige Verbindungen entstehen, die aber rasch weiter umgewandelt werden; zuletzt sind es Bakterien, welche den Stickstoff in Ammoniak überführen; in dieser Form, oder weiter durch andere Bakterienarten in Salpeterverbindungen umgewandelt, kommt er dann dem Pflanzenwuchs zustatten. Kalkstickstoff hat sich auch als wirksam gegen gewisse im Boden steckende Krankheitskeime bewährt, so beispielsweise gegen die der Kohlhernie. Unter all den Grundstoffen, welche für Düngung in Betracht kommen, ist der Stickstoff der „flüchtigste", er geht, namentlich wenn viel auf einmal gegeben wird, dem Boden leicht verloren; darum liebt man es, nur einen Teil der nötigen Menge,

etwa die Hälfte oder ein Drittel, vor der Saat zu geben, den Rest in einem oder zwei Teilen als „Kopfdüngung" zwischen die schon stehenden Pflanzen, am besten vor dem Behacken. Nach dem, was soeben von der Giftwirkung des Kalkstickstoffs gesagt wurde, ist dieses Mittel als Kopfdünger, wenn überhaupt, nur mit größter Vorsicht zu verwenden; an die Blätter kommen darf er nicht! Stickstoff ist auch derjenige Stoff, mit dem man am leichtesten „überdüngen" kann: die Pflanzen werden davon weich und schlapp, sie unterliegen leichter den Angriffen von Witterungseinflüssen, von Schmarotzern und Krankheitserregern; auch wird den so erzeugten Gemüsen eine geringere Haltbarkeit in Konservengläsern nachgesagt. Also: man dünge nicht einseitig mit viel Stickstoff auf einmal! Hat die Pflanze außerdem auch reichlich Kohlensäure und die drei alsbald zu nennenden Grundstoffe zur Verfügung, dann ist die Gefahr der Überdüngung nicht mehr vorhanden.

Als zweiter der unentbehrlichen Grundstoffe sei das Kali genannt. Es ist ebenfalls, je nach Dasein oder Fehlen, von sehr sichtbarer Wirkung auf die Pflanze; trotzdem wird es von den Praktikern noch viel zu wenig angewandt. Seine sichtbare Wirkung auf die Pflanzen ist der des Stickstoffs ähnlich. Besonders Blattgemüse sind in hohem Grade kalibedürftig, aber auch die Kartoffel muß unbedingt Kalidüngung haben. Bei letzterer ist nun freilich ein Punkt wohl zu beachten: unsere Kalisalze, die wir ja in Deutschland reichlich im Boden liegen haben, sind durchweg stark chlorhaltig, auch das daraus hergestellte „zwanzigprozentige" und das „vierzigprozentige Kalisalz". Die Kartoffel aber hat die unangenehme Eigenschaft, daß durch Chlor der Stärkegehalt ihrer Knollen merklich herabgedrückt wird. Dem vor-

zubeugen, muß man die Kalidüngung entweder schon vor Winter ausführen, weil dann die Chlorwirkung nicht mehr so schlimm ist, muß auch möglichst das vierzigprozentige Kalisalz verwenden, da dieses nur in der halben Menge wie das zwanzigprozentige gegeben zu werden braucht, wobei denn auch nur etwa halb so viel Chlor in den Boden kommt — oder aber, man verzichtet überhaupt auf die chlorhaltigen Salze und gibt zu Kartoffeln schwefelsaures Kali, mit welchem höhere Ernten erzielt worden sind als mit den Chlorsalzen. Kali ist als „Pottasche", dies ist kohlensaures Kali, auch in der Holzasche enthalten; mit solcher sei man aber vorsichtig, der Boden könnte leicht zu scharf alkalisch werden, was den Pflanzen nicht gut ist; Holzasche also stets nur in geringen Mengen geben!

Wichtig ist ferner die Düngung mit Phosphor; man hört und liest gewöhnlich „Phosphorsäure", das ist länger, aber auch nicht einmal korrekt ausgedrückt, denn wir düngen weder mit Phosphor, noch mit Phosphorsäure, sondern mit phosphorsauren Salzen. Das wichtigste solcher Düngemittel ist das „Thomasmehl", vorwiegend Phosphor und Kalk enthaltend, ein Abfallsprodukt der Eisenindustrie. Es ist etwas langsam in seiner Wirkung und mehr für leichte Böden anzuraten; auf dichteren Böden verwendet man das mittels Schwefelsäure aus jenem hergestellte „Superphosphat". Da man uns unsere Eisenindustrie gewaltsam eingeschränkt hat, sind auch diese beiden Produkte nur in geringeren Mengen verfügbar; Ersatz bieten fein gemahlene Rohphosphate (phosphorhaltige Gesteine) und daraus mittels Säure hergestellte „aufgeschlossene" Präparate, wie Rhenaniaphosphat, und andere. Phosphordüngung wirkt weniger sichtbar auf die Pflanzen, wichtig ist sie aber für unsere

Ernährung, da unser Körper Phosphor unbedingt benötigt, den wir ihm besser und billiger in Gemüsenahrung zuführen als in teuren künstlichen Präparaten, die mit viel Reklame angepriesen werden. — Noch eins: wer schon mit schwefelsaurem Ammoniak und mit schwefelsaurem Kali düngt, vermeide es, obendrein noch Superphosphat zu geben, denn damit käme mehr Schwefelsäure in den Boden, als den Pflanzen gut ist.

Als letzten, aber keineswegs unwichtigsten nennen wir den Kalk; auch er ist ein unentbehrlicher Pflanzennährstoff, nicht minder aber für uns selbst lebensnotwendig als Baustoff, namentlich für das Knochengerüst: schwere Erkrankungen und Mißbildungen desselben gehen auf eine zu kalkarme Nahrung zurück. Es ist beispielsweise beobachtet, daß Hirsch- und Rehwild größere und kräftigere Tiere gibt in Gegenden mit kalkreichem als in solchen mit kalkarmem Boden. Es hat also auch der Tierhalter ein Interesse daran, kalkreiches Futter zu gewinnen. Kalk geben kann man in zweierlei Form: als „rohen", das heißt kohlensauren Kalk, wie er vom Steinbruch kommt, oder als „gebrannten" oder „Ätzkalk", dem beim Brennen die Kohlensäure ausgetrieben ist; beide Formen in feingemahlenem Zustand. Mit dem schärfer wirkenden Ätzkalk hat man, namentlich auf leichten Sandböden, oft recht üble Erfahrungen gemacht. Meist wird man gut tun, den ungebrannten Kalk vorzuziehen. „Mergel" sind lockere, leicht zerfallende, mehr oder weniger tonhaltige Kalke, die zur Verbesserung leichter Böden eben dadurch beitragen. Die überwiegend meisten deutschen Böden sind einer regelmäßigen Kalkdüngung entschieden bedürftig. Kalk ist nicht nur Pflanzennährstoff, er verbessert auch den Boden, indem er namentlich schwere Böden auf-

lockert und etwa entstehende Gärungssäuren bindet; er fördert ferner die nützlichen Bodenbakterien und die Nährstoffumsetzungen im Boden. Kalk wirkt „wie eine Peitsche", er treibt den Wurzeln gewissermaßen die Nährstoffe zu, wirkt aber dadurch auch rascher erschöpfend auf den Boden. Also: man glaube nicht, dauernd mit Kalk allein alles machen zu können! Man wird dann bald vor einem Boden stehen, der nichts mehr hergeben kann, weil er sich völlig verausgabt hat.

Zu guter Letzt noch ein paar Zahlenangaben, für je 100 Quadratmeter Fläche berechnet (eine Quadratrute ist etwas über 14 Quadratmeter, also 7 Quadratruten etwa = 100 Quadratmeter): Schwefelsaures Ammoniak oder Kalkstickstoff 2 bis 3, auch 4 Kilo; zwanzigprozentiges Kalisalz 4 bis 5 Kilo, vierzigprozentiges oder schwefelsaures Kali 2 bis $2^1/_2$ Kilo; Phosphate 4 bis 5 Kilo; Kalk als Ätzkalk 10 bis 20, auch 40 Kilo, als rohen Kalk oder Mergel 18 bis 36 oder 72 Kilo. Die stärkste Kalkgabe hält dann drei bis fünf Jahre vor. Zu Hülsenfrüchten kann man den Stickstoff sparen, weil diese sich mittels ihrer „Knöllchenbakterien" aus der Luft selbst mit Stickstoff versorgen können; doch ist diese Fähigkeit den Busch- und Stangenbohnen weniger eigen, bei diesen wäre Stickstoffdüngung auch immer angebracht. Kalkdüngung ist ganz besonders zu Obst- und anderen Bäumen anzuraten, weil die Holzbildung solchen verlangt.

Kultur und Naturleben

Zum Aussterben unserer Störche

Von Maurus Eckart / Mit 7 Bildern

Mit dem Wachsen unserer Städte entfremdeten sich große Teile unseres Volkes immer mehr der Natur. Zu dem geräuschvollen, die Menschen dauernd in Atem haltenden Leben in den steinernen Karawansereien wollte die Ruhe und der Frieden in Auen und Wäldern nicht mehr stimmen. Am schlimmsten lebten die Leute in den Städten zur Zeit ihres jähen Anwachsens nach den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Da kam die Reaktion. Die Jugend fühlte sich um den besten Teil ihres Lebens betrogen und drängte triebartig ins Freie. Die Wandervogelbewegung setzte ein und Pfadfindervereinigungen wehrten sich gegen das ausschließliche Vegetieren zwischen den Häusermassen. Die Zeit war reif für das Erwachen eines neuen Naturgefühls.

In der Geschichte ist dieser Vorgang nicht neu. Als im späteren Mittelalter in den von Mauerringen umzogenen Städten die Bevölkerung immer enger zusammengepfercht lebte, kam es zu ähnlichen Erscheinungen. Man sehnte sich hinaus aus den „hohlen, finsteren Toren, aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern, aus Handwerks- und Gewerbesbanden, aus dem Druck von Giebeln und Dächern, aus der Straßen quetschender Enge".

Jahrhunderte hindurch hatte man sich in der Malerei mit der ornamentalen Andeutung von Landschaftslinien, Bergen, Bäumen und Pflanzen begnügt. In den mitten im Land gelegenen Burgen und Klöstern entbehrte man ja die Natur nicht. Und auch die Städte waren lange Zeit

nicht überfüllt; es gab innerhalb der Mauern große Flächen, auf denen Gewächse aller Art gediehen. Nicht selten reichten die Wälder bis in die unmittelbare Nähe des Mauergürtels. Fische waren einst die alltägliche Nahrung auch im Binnenlande; die Teichzucht blühte überall. In der Nähe Nürnbergs lagen zwölf Teiche, aus denen man sich in der Stadt mit Fischen versorgte. Später, da man sich von Aue und Wald, Bächen und Flüssen mehr abgedrängt fühlte, entstand allmählich die Landschaftsmalerei, in der die Sehnsucht des Stadtmenschen nach verlorener Naturnähe zum Ausdruck kam. In der Dichtung läßt sich der gleiche Zug nachweisen. Als man sich nicht mehr damit begnügte, alle für die Heilkunst wichtigen Pflanzen nur aus den Schriften der Alten kennen zu lernen, wanderten Ärzte und Naturwissenschaftler hinaus, um unter freiem Himmel selbst nach Arzneigewächsen zu suchen. Im „Lichte der Natur" wollte man sehen, was sie an Heilmitteln bot. Und man fühlte beglückt, wie befreiend die Landschaft auf Herz und Gemüt wirkte. Konrad Gesner, der 1516 geborene, mit dem Ehrennamen des „deutschen Plinius" ausgezeichnete Naturforscher, schrieb 1541, er wolle jährlich einige oder doch wenigstens einen Berg ersteigen, zur Zeit, da die Pflanzenwelt in voller Kraft stünde, teils um seine Kenntnisse zu erweitern, seinen Körper zu stärken und seinem Geist die „edelste Erholung" zu verschaffen. Gesner beklagt die Menschen „von träger Seele, die nichts bewundern". Nur solche „bleiben in dumpfer Gefühllosigkeit zu Hause, treten nicht heraus in den herrlichen Schauplatz der Welt, liegen gleich Murmeltieren schlummernd in einem Winkel begraben, bedenken nicht, daß das menschliche Geschlecht auf diese Erde hingesetzt sei, um aus Betrachtung ihrer Wunder etwas Größeres, nämlich die

unsichtbare Gottheit kennen zu lernen. Mögen sie sich denn im Schlamme der Erde herumwälzen, nur an ihren sicheren Gewinn und ihre niedrigen Genüsse denkend!"



Störchin mit ihrem Gelege im Nest

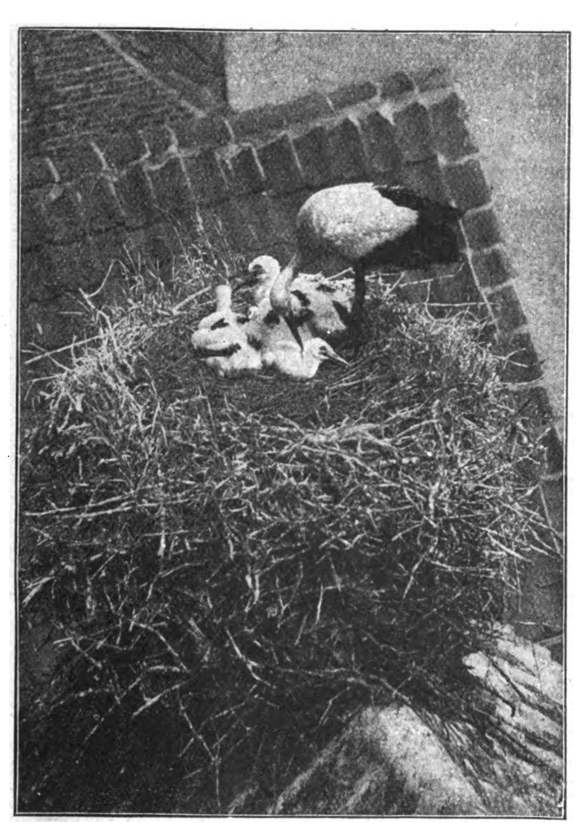
Gesner schätzt die Anstrengung der Reise und preist den Gewinn des von allen Sorgen der gewöhnlichen Berufsgeschäfte befreiten Geistes, beschreibt, was auf den Bergen zu sehen ist, und endet diesen Briefabschnitt mit den

Worten: „Und in dieser reinen Luft ist auch jeder Sinnengenuß reiner, feiner, edler. Das kalte Wasser erfrischt den Körper, die balsamische Milch stärkt und erquickt, und der durch die Anstrengung des Steigens erregte Hunger macht das einfache Mahl in der Hütte des Alpenhirten zur Götterkost."

Wenn zu Gesners Zeit die echten Pfahlbürger auch noch nicht daran dachten, die Berge zu besteigen, so verlief doch ihr Leben nicht so naturentfremdet, wie es in den asphaltierten Städten unserer Tage der Fall ist. Wer damals reiste, konnte streckenweise in großen, schweren Wagen fahren, allgemeiner aber ritt man auf Pferden, und viele Tausende wanderten zu Fuße. Im wesentlichen änderte der zunehmende Postverkehr nichts an den immerhin noch recht gemächlichen Formen des Reisens zu Wasser und zu Lande. So blieb es mit nicht allzu bedeutenden Änderungen, bis Eisenbahnen angelegt wurden, in deren Wägen man bald im Flug die Länder durcheilte. Man sah nun vom Wagenfenster aus wohl mehr von der „Welt", aber die unmittelbare Fühlung ging dafür verloren.

Je rascher in der neuesten Zeit die Städte sich ausdehnten, umso mehr verarmte die Natur des Geländes, auf dem sie lagen; eine wahre Ödnis der zu künftigen Bauplätzen gewordenen Flächen umgab sie ringsum. Was an bebaubarem Land so verloren ging, mußte im offenen Hinterlande wieder hereingebracht werden. Mit zunehmender Bevölkerung ward jeder Bodenfleck kostbar; Teiche, Bäche, Flüsse und Ströme durften nicht mehr unreguliert bleiben. Wo einst an sumpfigen Wiesen, im Brackwasser oder gar in Morästen zahllose kleine und große Wasservögel hausten, fand sich für diese Geschöpfe bald kein Raum mehr; die Kultur nahm ihnen schritt-

weise jede Möglichkeit zum Leben. Wo der Mensch sich ansiedelt und jede Handbreit des Geländes in rationeller



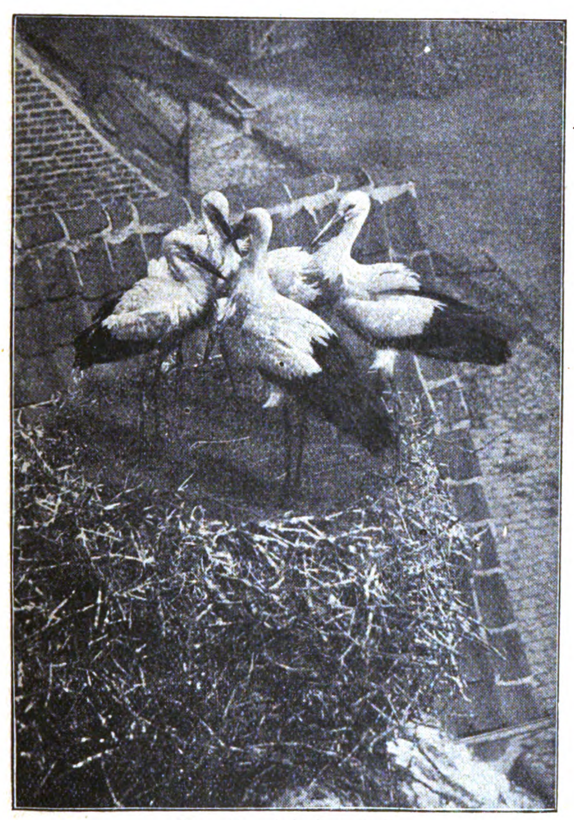
Störchin mit Jungen im Nest.

Weise ausgenützt wird, müssen Tiere aller Gattungen verschwinden, darunter leider auch viele, die uns für die Bekämpfung von Schädlingen aller Art nützlich sind.

Nun ist der Storch an der Reihe der in Bedrängnis geratenen Vögel. Im dichtbevölkerten Sachsen wird er bald nirgends mehr zu sehen sein, und auch in Mitteldeutschland kennt man den stattlichen „Meister Langbein“ teilweise nur noch vom Hörensagen. In den achtziger Jahren gab es aber auch in größeren Städten mit geeigneter Umgebung noch Störche. So hausten in meiner Vaterstadt Nürnberg auf dem Dach des Eckhauses Färberstraße 17, wo diese von der Jakoberstraße geschnitten wird, bis in die achtziger Jahre drei Storchenfamilien; bei einer Giebelerneuerung fielen im Jahre 1907 die alten Storchennester; man errichtete zwar einen neuen Aufbau über einem der Schornsteine, aber die Störche blieben aus. Umso größer war die Überraschung, als im Frühjahr 1921 in Nürnberg ein Storchenpaar ankam und auf dem Giebel des Findelschulhauses ein Nest baute. Es gab Nester, die seit Jahrhunderten immer wieder aufgesucht wurden; so war es in Ansbach auf dem Glockenturm der Sankt-Gumbertus-Kirche, wo vierhundert Jahre hintereinander Störche hausten. Nach Professor Thienemanns Angaben steht es nun schlecht mit den bei uns von Störchen besetzten Nestern. In Ostpreußen gab es 1905 noch 13 565; sieben Jahre danach nur noch 5000. In Mecklenburg zählte man 1901 etwa 4600, die sich nach neun Jahren um zwei Drittel vermindert hatten. Dabei lieben die Störche in Kolonien zu horsten. In einer mecklenburgischen Ortschaft gab es 1901 insgesamt 71 bewohnte Niststätten. Mit steigender Ausnützung der Bodenflächen wird die Lebensmöglichkeit der schönen großen Vögel immer mehr erschwert. Sie werden ihre Heimat verlassen und günstigere Gegenden aufsuchen.

Wer denkt wohl noch daran, daß die Störche dem jungen Otto Lilienthal, dem Begründer des modernen

Flugwesens, wichtigen Beobachtungstoff geboten haben? In seinen Aufzeichnungen über das Studium des Vogel-

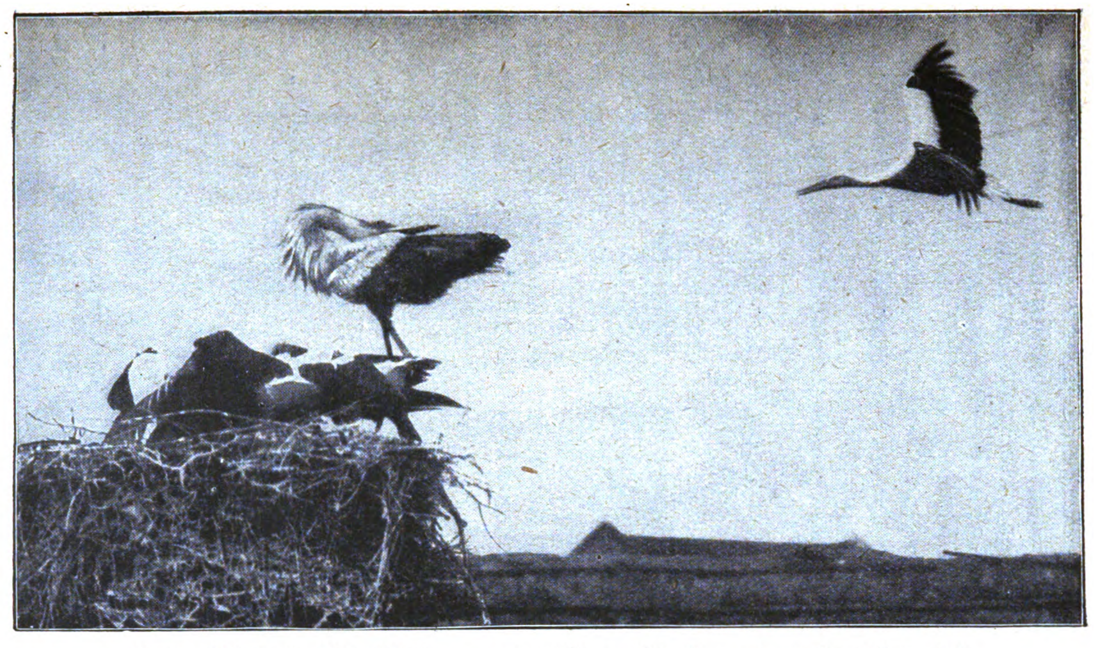


Storchfamilie im Nest.

fluges finden sich interessante Angaben seiner Wahrnehmungen, die bis in die Knabenjahre zurückreichen. Gustav Lilienthal, der überlebende Bruder und Mitarbeiter des

Altmeisters der Flugtechnik, schrieb im Vorwort zur zweiten Auflage des Werkes Otto Lilienthals: „Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst", auf welche Weise sie als Knaben zur Beobachtung der Vögel ermuntert wurden: „Eine damals vielgelesene Jugendschrift: Die Reisen des Grafen Zambeccary, eines Luftschiffers, der bei seinen Ballonfahrten schließlich sein Leben verlor, erregte unser empfängliches Knabengemüt. Namentlich war es darin die anschauliche Schilderung und Belehrung, die in der Art einer Tierfabel der Storch dem kleinen Zaunkönig gibt, die unser lebhaftes Interesse erregte. Der kleine Zaunkönig trifft auf seinem Fluge einen Storch und klagt über Ermüdung. Der großmütige Storch fordert ihn auf, auf seinem Rücken Platz zu nehmen. In der Unterhaltung dieser beiden erklärt nun der Storch dem kleinen Vogel, wie er so mühelos ohne Flügelschlag seine Kreise zieht und dann, in größerer Höhe angelangt, in geradem Strich einer weit entfernten Wiese zustrebt. Diese anschauliche Schilderung des Segelfliegers sagte uns, die Möglichkeit müsse vorhanden sein, so einen Segelflug mit einfachen Mitteln zu erreichen."

Lilienthal verbrachte seine Jugendjahre zu Anklam in Pommern, der heute noch storchenreichen Gegend, und da gab es denn nach den Worten Gustav Lilienthals „für unsere Studien reiche Gelegenheit, denn zahlreiche Storchenfamilien hatten sich auf den Dächern des Scheunenviertels angesiedelt, und so konnten wir den Flug des schönen großen Vogels genügsam beobachten. Die meiste Zeit unserer kindlichen Naturstudien widmeten wir auf den stillen Waldwiesen der Karlsburgerheide der Beobachtung unseres Freundes Langbein. Oft schlichen wir uns ganz nahe heran, und zwar m i t dem Winde, denn die Witterung des Vogels ist nur gering. Sah er uns



Junge Störche in Respektstellung vor der Alten; diese klappert zur Begrüßung des vorbeifliegenden Männchens.

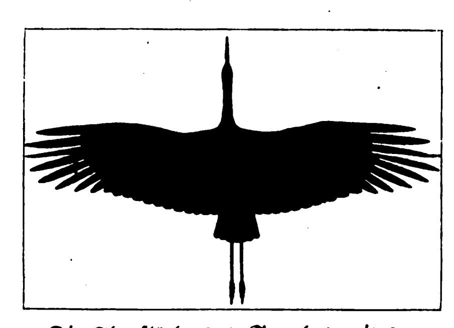
dann plötzlich, so erhob er sich stets, uns entgegen-hüpfend, bis er von der Kraft der Schwingen genügend gehoben wurde. Hierbei wurde uns schon damals klar, daß ein Auffliegen gegen den Wind leichter sein müsse als mit dem Wind, denn das scheue Tier würde nicht ohne zwingenden Grund der Gefahr entgegenhüpfen".

In seinem grundlegenden Werke über den Vogelflug kommt Otto Lilienthal immer wieder auf den Storch zurück, der „gleichsam zum Fliegervorbilde für den Menschen geschaffen zu sein scheint, der als einer der größten Vögel unseres Erdteiles auch alle Künste des Fliegens versteht, den wir in seinem Naturzustande, in der vollen Freiheit seiner Bewegungen beobachten können, wie keinen anderen". Ja, Lilienthal schreibt geradezu: der Storch scheine eigens dazu geschaffen, um in uns Menschen die Sehnsucht zum Fliegen anzuregen und uns als Lehrmeister in dieser Kunst zu dienen. Und es mutet gar nicht seltsam an, daß er nach diesen Worten, mitten in dem von den Ergebnissen seiner Versuche, Berechnungen und Experimente erfüllten Buche ein zweiundvierzig Verszeilen langes Gedicht über den Storch aufgenommen hat. Ein Vers lautet:

„Uns trägt das Gefieder: gehoben vom Wind
Die breiten, gewölbten Fittiche sind;
Der Flug macht uns keine Beschwerde;
Kein Flügelschlag stört die erhabene Ruh'.
O Mensch, dort im Staube, wann fliegest auch du?
Wann löst sich dein Fuß von der Erde?"

Dann folgt eine schöne Schilderung des Storches, in der es unter anderem heißt: „In den Dörfern fühlt er sich am wohlsten, und dort zeigt er sich gegen den Menschen

der ihn stets schonte, sehr zutraulich. So sieht man ihn ganz dicht bei den Feldarbeitern Nahrung suchen.... Er leistet den Schnittern Gesellschaft, um dicht hinter ihnen die freigewordene Fläche nach Ungeziefer abzusuchen. Er weiß, daß unter den Kartoffelsäcken die Mäuse sich gern verbergen, und wenn die Säcke mit den Frühkartoffeln auf den Wagen geladen werden, paßt er gut auf, und manche Feldmaus wandert dabei in seinen Kropf. Angesichts dieser nützlichen Beschäftigung würde der Landmann ein Tor sein, den Storch nicht zu hegen und zu pflegen, wo er nur kann."



Die Flugfläche des Storches mit der Schwungfedergliederung.
Nach Otto Lilienthal: „Der Vogelflug" (München, R. Oldenburg).

Und Lilienthal erzählt noch etwas Merkwürdiges. Manche Landleute beobachten wohl diesen zwei Meter klafternden Vogel mit regster Aufmerksamkeit; „aber der Landmann fürchtet, für einen Windbeutel gehalten zu werden, wenn jemand erfährt, daß er sich mit einer so brotlosen Kunst abgibt. Und dennoch bin ich aus keinem anderen Stande so oft als aus diesem angegangen worden, leichte Betriebsmaschinen zu einem verschämt geheimgehaltenen Zweck zu konstruieren".

So war also nicht nur Lilienthal durch Beobachtung des Fluges der Störche zu seinen Versuchen, „fliegen zu lernen", angeregt worden.

Lilienthal zähmte wiederholt junge, aus dem Nest genommene Störche, um an ihrem Flug zu lernen. Und so erfährt man einen schönen Zug, der das herzliche Verhältnis der Landleute zu „ihren" Störchen erkennen läßt. Mehr wie einen jungen Storch aus einem Nest, das gewöhnlich vier Junge beherbergt, konnte Lilienthal selten erlangen, denn die Besitzer hängen mit inniger Liebe an ihrem Hausfreund und lassen meist um keinen Preis irgendwelche Störung der Storchenfamilie zu. Man muß es daher schon als ganz besondere Vergünstigung ansehen, wenn man ein einziges Junges aus dem Neste nehmen darf. Mehrere junge Störche kann man daher auch nur aus verschiedenen Nestern, sogar meist nur aus mehreren Dörfern bekommen. Dies ist aber auch dann nötig, wenn man Paarungen der gezähmten Störche beabsichtigt, weil diese Vögel die Inzucht hassen, und Geschwister niemals Paarungen untereinander eingehen.

Intim schilderte Lilienthal die ersten Flugübungen der gezähmten Störche, die ja auf dem Boden gehalten wurden. Wie auf dem Dache, so werden auch hier alle Übungen gegen den Wind ausgeführt. Aber der Wind ist hier nicht so beständig wie auf dem Dach und daher die Übung schwieriger. Zuweilen ruft ein stärkerer, von einer geschützten Seite kommender Wind Luftwirbel hervor, die bald von hier, bald von dort anwehen. Dann sieht es lustig aus, wie die übungsbeflissenen Störche mit gehobenen Flügeln umhertanzen und nach den Windstößen haschen, die bald von vorn, bald von hinten, bald von der Seite kommen. Gelingt ein so versuchter kurzer Ausflug, dann erschallt sofort freudiges Geklapper mit dem Schnabel. Bläst der Wind beständig von einer freien Seite über die Lichtung, dann wird ihm hüpfend und laufend entgegengeflogen, kehrt gemacht und gravitätisch

wieder an das andere Ende des Platzes stolziert, um von neuem den Flug *gegen* den die *Hebung* erleichternden *Wind* zu versuchen.

Zuerst gelingt bei einem Aufsprung nur ein einziger Flügelschlag; denn bevor zum zweiten Schlage ausgeholt ist, stehen die langen, vorsichtig gehaltenen Beine schon wieder auf dem Boden. Sowie aber diese Klippe erst überwunden ist, wenn der zweite Flügelschlag gemacht werden kann, ohne daß die Beine aufstoßen, wenn der Storch also beim zweiten Heben der Flügel den Boden nicht erreichte, dann geht es rasch vorwärts; denn die vermehrte Vorwärtsgeschwindigkeit erleichtert den Flug, so daß auch bald drei, vier und mehr Flügelschläge bündig hintereinander in einem Satz ausgeführt werden können; unbeholfen, ungeschickt, aber nie unglücklich, weil stets vorsichtig. Der Storch aber, den man bei niedrigem, langsamem Fluge an den durch Bäume geschützten überwindigen Stellen für einen Stümper hielt, erlangt sofort Sicherheit und Ausdauer im Fluge, sobald er über die Baumkronen sich erheben kann und den frischen Wind unter den Flügeln verspürt. Daran merkt man so recht, was der Wind den Vögeln ist, indem auch die jungen Störche gleich durch den Wind veranlaßt werden, die *anstrengenden Flügelschläge zu sparen* und das *Segeln* zu versuchen.

Otto Lilienthal verfolgte denn auch die Mahnung des Storches, die er in seinem langen Gedicht aussprach:

„Dann forsche, was uns zu tragen vermag
Bei unserer Fittiche mäßigem Schlag,
Bei der Ausdauer unseres Zuges!
Was uns eine gütige Schöpfung verliehn,
Draus mögest du richtige Schlüsse dann ziehn,
Und lösen die Rätsel des Fluges."

Lilienthal löste diese Rätsel in jahrelang währendem Beobachten, Messen und Rechnen und zäh fortgesetzten Arbeiten. Wie nach Goethes schönem Wort das Kind der werdende Mann ist, so zeigte sich an dem Eroberer der Luft, wie fruchtbar frühe beharrlich andauernde Neigungen zu werden vermögen. Was den Knaben spielend und ahnungsvoll beschäftigte, als er die Störche seiner Heimat im Flug beobachtete, setzte der Mann in reifen Jahren durch. Es gelang ihm, erfolgreich zu fliegen. So sind wir auch den Anklamer Störchen Dank schuldig, die zur Beherrschung der Luft durch den Menschen beitrugen.

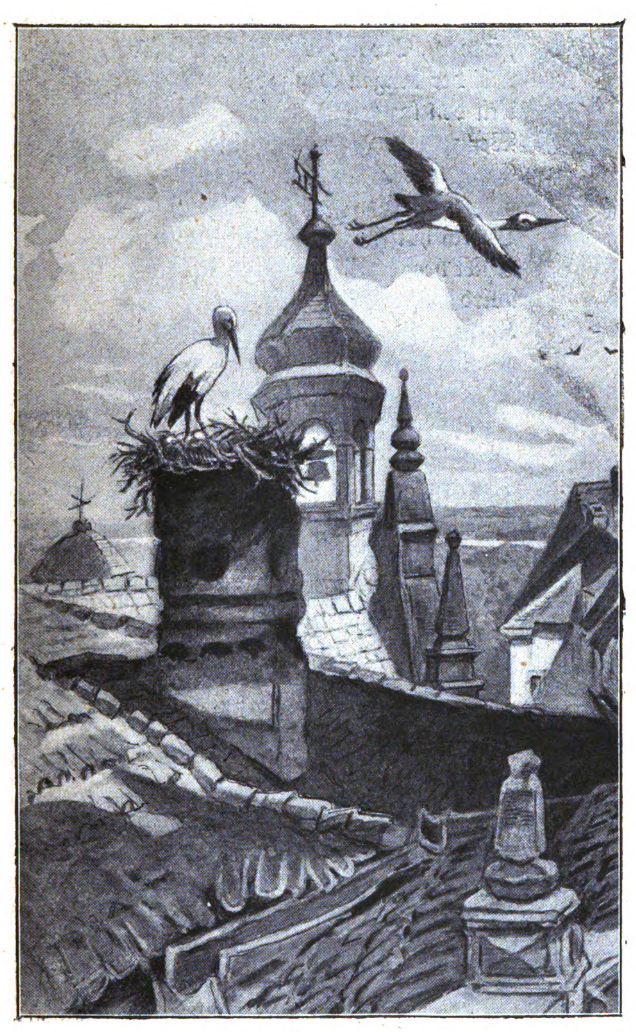
Die wichtigsten Lebensbedingungen für Störche und ihre Aufzucht finden sie in ebenen, flachen und tiefgelegenen Gegenden mit feuchten Wiesen, Brüchen und Riedstellen, die reich an Wasser und besonders an Teichen, Tümpeln und Morästen sind. Sie ziehen aber nicht gern in verödetes Gelände, sondern suchen Stätten auf, in denen Menschen hausen. Ursprünglich auf Bäumen nistend, errichteten sie aber meist ihre Nester auf Firsten, Giebeln und Schornsteinen. Wo an geeigneten Stellen ein altes Wagenrad als Unterlage angebracht wird, nehmen sie diese Hilfe gern an. Zwischen Ende Februar und Anfang April in Mittel- und Norddeutschland aus dem Süden ankommend, tragen sie bald Prügel, starke Reiser, Zweige, Schilf, Stroh, Rasenstücke und alle möglichen Zufallsfunde an Lumpen herbei und bauen damit ihr ziemlich kunstloses Nest. Der Boden ist flach und wird für das Gelege nur in der Mitte etwas muldenartig vertieft und an dieser Stelle mit weicheren Dingen ausgestattet. Ist ein Nest einmal gebraucht, so wird die während des Winters mehr oder weniger verrottete Stätte aufgeschichtet, so daß es von Jahr zu Jahr an Höhe zunimmt. Die Zwischenräume bieten dem Spatzenvolk Ge-



Kämpfe um das besetzte Nest.
Nach einer Zeichnung von P. Brockmüller.

legenheit, ein Unterkommen zu finden. Leicht läßt sich ermessen, daß die großen Störche für sich und ihre Brut reichlichen Unterhalts bedürfen. Sie sind denn auch gar nicht wählerisch. Würmer, Heuschrecken, Käfer aller Art,

Schnecken, Frösche, Lurche, Eidechsen, Blindschleichen, Nattern, aber auch Giftschlangen, wie die Kreuzotter, und Mäuse sind die hauptsächlichste Nahrung. Forstleute, Bienen- und Fischzüchter sehen die Störche nicht gern, denn ab und zu nehmen sie wohl auch junge Hasen, die Jungen von Bodenbrütern und handlange Fische mit und unterwegs schnappen sie neben anderen Kerbtieren auch manche Biene weg. Doch ist der Schaden weit geringer als der Nutzen, den man den Störchen verdankt, und der alte Brehm schrieb denn auch: „Der Mensch verfolgt sie glücklicherweise noch nirgends in dem Maße, wie von einzelnen Heißspornen gewünscht zu werden scheint.“ Was übelgesinnte Menschen nicht fertig gebracht haben, die Störche auszurotten, das wird mit steigender Kultur fast unvermeidlich werden. Selbstverständlich ist es unter den heutigen erschwerten Lebensbedingungen geboten, aus allem irgendwie kultivierbaren Gelände so viel herauszuwirtschaften, als möglich ist, aber deshalb muß ja das Naturleben nicht völlig jeden Reizes bar werden. Mehr als es bisher geschieht, sollten unsere Vogelschutzvereinigungen gehört werden, bevor man die letzten Reste der Tierwelt der Kultur opfert. Kämpfen doch unsere Naturschutzparke da und dort schwer um ihre Erhaltung. Es handelt sich ja doch nicht nur um ästhetische Werte, auch das Gemüt des Menschen verkümmert, wo die Natur, dem Nützlichkeitsfanatismus unterworfen, immer nüchterner gestaltet wird. Zehren wir doch in so vielem nur noch von dürftigen Erinnerungen, die aus ferner Zeit noch nachklingen. Einst war der Storch ein Frühlingsbote, dessen Ankunft aus den fernen Ländern seines Winteraufenthaltes die Menschen freudig begrüßten. Sahen die Kinder den so früh heimkehrenden „Himmelsvogel“, da sangen sie mit hellen Stimmen:



Im Frühling heimgekehrt.

„Storch, Storch, Schnibel, Schnabel,
Mit der langen Heugabel,
Mit den langen Beinen!
Wenn die Sonn' tut scheinen,
Steht er auf dem Kirchendach,
Klappert, klappert, bis alles wacht.
Storch hat sich aufs Nest gestellt,
Guckt herab auf Dorf und Feld:
Wird bald Ostern sein?
Kommt hervor ihr Blümelein,
Komm hervor, du grünes Gras,
Komm herein, du Osterhas,
Komm fein bald und fehl' mir nit,
Bring' auch deine Eier mit!"

Die Menschen sind immer klüger geworden und finden es verwerflich, den Kleinen das Märchen vom Storch zu erzählen, von dem die Alten sagten, er brächte die Seelen vom Himmel her, oder hole sie aus dem Teich oder einem Brunnen der Holda, einer alten Ehegöttin. Aber es wird doch noch eine Weile dauern, bis die letzten Kinder die uralten Verse vergessen haben:

„Storch, Storch, Langbein,
Wann fliegst du ins Land herein,
Bringst dem Kind ein Brüderlein?
Wenn der Roggen reifet,
Wenn der Frosch pfeifet,
Wenn die goldnen Ringen
In der Kiste klingen,
Wenn die roten Appeln
In der Kiste rappeln."

Kinder haben ja so vieles Erbgut bewahrt, von dem die Erwachsenen längst nichts mehr wüßten, wenn sie es nicht

aus dem Mund der Kleinen noch gehört hätten. Blieben doch Märchen nur solange lebendig, weil sie von Kindern immer wieder gern gehört wurden, weil sie danach verlangten. Die Kleinsten wollen ja doch noch nichts vom Kino wissen. Sie singen lieber:

„Klapperstorch, Langbein,
Bring' uns doch ein Kind heim.
Leg' es in den Garten,
Wollen es fein warten;
Leg' es auf die Stiegen,
Wollen es fein wiegen."

Knaben oder Mädchen riefen dem Seelenbringer wohl auch zu:

„Storch, Storch, Bester,
Bring mir 'ne kleine Schwester!"

oder der Singsang erscholl:

„Storch, Storch, Langbein,
Bring' mir ein kleines Brüderlein."

Aber von altem Aberglauben will man ja meist nur deshalb nichts mehr hören, weil man irgendeinem neuen Aberglauben huldigt, den man als solchen nur nicht erkennt. Da wäre es doch manchmal besser, nicht auch noch den letzten Schimmer von Naturpoesie aus der Welt zu schaffen. Nüchtern genug ist unser Dasein ja ohnehin, und wenn wir einmal aus der Stadt hinauswandern, soll ja doch nicht alles Leben in Strauch und Busch, in Feld und Wald erloschen sein. Wo es nur einigermaßen möglich ist, sollten wir den Störchen das Leben lassen als einem der letzten unserer großen Vögel, die einst so zahlreich gewesen sind. Gefahren sind sie ohnedies ausgesetzt. Fliegen sie irgendwo an eine Hochspannungsleitung, dann stürzen sie mit versengten Flügeln ab. Auf ihren Herbstreisen ver-

folgt man sie in fremden Ländern, wenn sie über Syrien nach Palästina dem Niltal entlang weiter nach Afrika bis an die Südspitze des Kaplands ziehen. Und gar in Pommern sollten die Anklamer darauf halten, den Storch nicht ganz zu verlieren, dort dürfte man nicht vergessen, wie viel diesen Vögeln Lilienthal, der Pommer, verdankte, dem sie als Kind die nie ruhende Sehnsucht erweckten, einst fliegen zu können, wie Freund Adebar, der Himmelsvogel und Seelenbringer.

Mutter

Erzählung von Gertrud Reiser

Frau Martha Wenger hatte nichts als ihren Jungen. Ihr Mann war früh gestorben, nach vierjähriger Ehe schon, die nicht glückgesegnet, aber auch nicht allzu reich an Unglück gewesen war. Es war die Ehe, die alle Mädchen zwischen sechzehn und zwanzig, die noch die hoffnungsvolle Sehnsucht einer jungen Liebe in sich tragen, so sehr verachten, und die dann doch die meisten leben. Nur die frühreifen, ganz klugen Menschen wissen ihren Weg und gehen kalten Herzens und ohne Träume durch ihre Jugend ihrer matten Zukunft entgegen.

Frau Martha war ein junges Mädchen gewesen wie ihre Freundinnen alle; viel hatte sie geträumt und einmal auch geliebt, still, heimlich, glühend.

Aber sie war dem Glück wohl zu wenig hübsch und klug gewesen, wie sie später in bitteren Stunden oft dachte. Und als es nach und nach einsam um sie wurde, die Eltern starben und viele ihrer Jugendfreundinnen heirateten, entschloß sie sich, als letzte Möglichkeit im Leben, zu dieser Ehe.

Mit ihrem Mann zog sie aus der engen Heimat weit fort in eine andere kleine Stadt. Viele Stunden hatte sie mit dem Heimweh zu kämpfen, das sie stark und heiß überfiel neben dem Mann, der ihr nicht helfen konnte, weil er ganz anders dachte, wünschte und lebte als sie.

Aber alles ward vergessen und überwunden, als das Kind kam. In den Träumen von der Liebe, die sie durch ihre Jugend begleitet hatten, war sie ferne davon

gewesen, ein Kind zu ersehnen. Und doch fand sie dann, wie so viele, in ihm erst das rechte Frauenglück.

Der Knabe war der Mutter wesensgleich; kaum ein Zug verband ihn mit dem Vater. Frau Martha fühlte sich überglücklich. Sie hatte, als sie ihn trug, sich ganz in ihre Mutterschaft versenkt, an nichts anderes gedacht und gefühlt, als an das kleine werdende Wesen. Und ihr war, als habe sie dem Kinde nicht allein Blut und Leben gegeben, sondern auch ihre Seele und ihre Gedanken.

Als der Vater starb, riß sein Tod kaum eine Lücke.

Frau Martha lebte mit ihrem kleinen Witwengehalt ein bescheidenes Dasein, das doch unendlich reich war. Mit keinem Krösus hätte sie tauschen mögen, denn mehr als Reichtum war ihr der Junge. Sie schüttete die ganze Fülle ihrer Liebe über ihn aus, die noch nie vorher sich hatte verschenken dürfen.

Und Heinz gab reich zurück. Alle seine Kinderspiele spielte er mit ihr; was brauchte er Kameraden? Einen besseren, als seine Mutter gab's ja doch nicht.

Seine Schulsorgen und Freuden vom ersten bis zum letzten Federstrich besprach sie mit ihm.

Und seine erste Schwärmerei für das Töchterlein seines Direktors teilte sie sogar. Sie ging mit ihm durch die Straßen, wo er sie zu sehen hoffte, denn mit ihr zu sprechen getraute er sich nicht. Und wenn sie ihr dann begegneten, freute die Mutter sich schalkhaft daran, wenn bei seinem Gruß ein tiefes Rot über das treuherzige Jungengesicht flammte.

Aber das hübsche Mädel wollte nichts von ihm wissen. Gedichte, die er ihr sandte, die seine scheue Verehrung kundgaben, beantwortete sie nicht und neigte sich später offenkundig einem anderen zu. Da hatte wieder die Mutter die weichsten Hände für seinen Schmerz.

Lange wußte er dann nichts von Frauen. Während der ersten Hochschulzeit gehörte jeder Gedanke seinem Beruf, den er liebte. Manche Sorgennacht hatte die Mutter um die Erfüllung seines liebsten Wunsches verwacht. Sie nahm Näh- und Stickarbeiten ins Haus, um ihm das Studium zu ermöglichen. Was sie konnte, lernte sie dann mit ihm, half ihm seine Pflanzensammlung anlegen und begleitete ihn oft auf seinen botanischen Streifzügen. Und Herz und Seele blieb ihm rein bei diesem steten Verwachsensein mit Wiese und Baum, Sonne, Wind und Wolke. Er achtete nicht auf die Reden, die seine Gefährten über Frauen führten. Er spann nur heimlich scheue Träume um sie. Wie gütig und helfend sie sein konnten, das wußte er von seiner Mutter. Er wußte aber auch, wie viel Teil sie daran hatte, daß nichts Häßliches seine Seele befleckte, denn er ahnte die dunklen Abgründe, die neben jeder Jugend stehen.

Schöne Jahre vergingen. Es war, als blühe der beiden Zusammenleben noch einmal in tiefster Innigkeit auf, ehe es jäh anders wurde. Das war, als in des jungen Heinz' Leben die Liebe kam.

Heinz lernte Ghita Bruneleschi auf einem Gartenfest kennen, zu dem Kameraden ihn überredet hatten. Heinz hatte schon viel von ihr erzählen gehört, Gutes und Schlechtes, wirr durcheinander. Gerade so wirr wie Ghita Bruneleschi im Innern selber war. Denn in ihr kämpfte zweierlei Blut, deutsches und welsches. Und um sie rangen zwei Menschen, Mutter und Vater, und waren in vielen Jahren darüber zu Feinden geworden. Äußerlich glich Ghita der Mutter, im hellen Haar, dem schmalen Gesicht und den großen, blauen Augen; nur die leichte, weiche Anmut der Bewegung hatte sie wohl von einer italienischen Ahne. Und im Innern? — Da überwog das Heiße,

Unstete, dieses Fremde, das dem jungen Architekten Bruneleschi einst das Herz der deutschen Baumeisterstochter zu einem kurzen Glück gewonnen hatte. Bitter hat Maria Heller dann ihren Mädchenirrtum bereuen müssen: eine rasch verflammende Leidenschaft hatte sie für Liebe genommen. Denn ihr Leben war ein stetiger qualvoller Kampf geworden. Erst um den Mann, dann um das Kind. Sie nannte die Kleine Gretl, der Vater rief sie Ghita; sie erzählte dem Kind deutsche Märchen, der Vater lehrte es italienische Lieder. Rasch lernte Ghita die südlichen Laute. Und das Klangvolle, Singende der anderen Sprache schwang auch in ihrer deutschen Rede.

Je älter Ghita wurde, umso verzweifelter rang die Mutter um die Seele ihres Kindes; aber es neigte immer mehr nach der Art des Vaters. Manchmal, in träumerischen Stunden, ging sie zur Mutter und war ein wenig zärtlich mit ihr, so wie man Almosen verschenkt.

Das Mädchen wurde viel umworben. Doch ihre Mutter war dessen nicht stolz und froh. Ihrer herben Natur widerstrebte die Art, wie Ghita die jungen Männer in der Stadt toll machte. Ihr gefiel nicht, wie sie ging, stand und blickte und immer lockend für ihre Schönheit warb. Viele der jungen Männer erkannten bald, wie man Ghita Bruneleschi nehmen mußte, als flüchtiges Spielzeug. Mehr wollte sie auch nicht. Heinz aber ahnte es nicht. Und der liebe junge Kerl verlor sein ganzes Herz an sie. Wie sie so vor ihm stand im weißen Kleid, mit dem feinen Madonnengesicht, erschien sie ihm die Erfüllung einer lang gehegten Sehnsucht.

Und Ghita erfaßte sofort, daß Heinz höher von ihr dachte und mehr von ihr erwartete, als die anderen. Und sie fand Gefallen daran, das zu verkörpern, wovon Heinz träumte, daß sie es wäre. Und es gelang ihr; denn als sie

ihm die Hand zum Abschied reichte, wußte sie, daß er sie einmal lieben würde — vielleicht schon liebte.

Heinz öffnete sein Herz wie seit je der Mutter.

„Ghita Bruneleschi?" fragte sie langsam.

Heinz verstand, was in dem Ton der Frage verborgen lag. Aber die Liebe war schon so stark in ihm, daß er dies Zögern, das Ghita zu verdächtigen wagte, nicht ertrug. Rasch und zornig rief er: „Ich begreife nicht, Mutter, wie du auf irgend ein Gerede, das du von jemand gehört hast, achten kannst. Das arme Mädel hat mir gesagt, daß sie von ihrer Umgebung gar nicht verstanden wird, und daß sie ganz anders ist, als die Leute von ihr reden."

„Gut, wenn sie es dir gesagt hat." Leiser Spott klang in den wenigen Worten.

Heinz wandte sich ab. „Ich verstehe dich nicht, Mutter." Dann ging er aus dem Zimmer.

Frau Wenger lag lange wach in dieser Nacht. Und die Sorgen, die sie nicht schlafen ließen, lasteten schwerer, als die, die sie einst um des Sohnes Beruf gequält hatten. Immerfort mußte sie denken, wie er ungeduldig und schroff gewesen war wie noch nie. Sie vermochte nicht zu fassen, daß er in wenigen Stunden sich so wandeln konnte. Als er zum Fest ging, war er noch ganz ihr weicher, liebevoller Sohn gewesen und hatte sie gebeten, mitzukommen. Und sie wollte nicht. Oh, warum war sie nicht gegangen? Nun hatte die Fremde Gewalt über ihn erlangt und würde ihn ihr langsam völlig entreißen. Und sie kämpfte schwer in dieser Nacht mit einer dunklen Angst vor der kommenden Zeit.

Nie mehr, seit jenem ersten Male, sprach Heinz den Namen des geliebten Mädchens vor der Mutter aus. Er ahnte, wie tief ihr Mißtrauen gegen Ghita, das ihm häßlich und ungerecht schien, wurzelte, und daß es mit Worten

nicht zu bekämpfen war. Heimlich hoffte er auf die Zeit, da er das Recht haben würde, das geliebte Mädchen der Mutter zuzuführen und sie von dessen Reinheit und Anmut zu überzeugen.

Frau Wenger fand dem Sohne gegenüber bald eine äußerliche Ruhe und hielt sie ein wenig mühsam fest. Mit stets wachsamer Ängstlichkeit vermied sie alles, was diese Ruhe erschüttern konnte. Nie nannte sie den Namen derjenigen, um die sie sich damals entzweit; nie fragte sie, wohin er ging, wenn er sie am Nachmittag oder Abend verließ. Sie arbeitete wieder mit ihm wie früher, ließ sich von ihm vorlesen, wenn er einmal abends daheim war, und besprach dann mit ihm in ihrer ruhigen, schlichten Weise das Buch. Aber das innige Band war zerrissen.

Heinz verfiel dem Zauber Ghita Bruneleschis stärker, als irgendeiner. Denn er war der einzige, um den Ghita dauernd und bewußt warb. Sie wollte diesen scheuen ernsten Jungen gewinnen, nie erglühte Leidenschaft in ihm wecken, seine erste große Liebe werden. Und da sie schnell und klug erspürt hatte, was seine Träume von den Frauen heischten und ihnen zu einem blendenden Scheinleben verhalf, war es kein Wunder, daß alle unverbrauchte Kraft seiner jungen Liebe ihr heiß und hell entgegenbrannte. Und an dem Abend, da sich die beiden Lippenpaare fanden, die keuschen, bebenden des Mannes und die gierigen des Mädchens, war dem jungen Heinz, als müsse ihm das Herz zerspringen vor Glück.

Doch als er dann am Fenster seines Zimmers saß und in die Frühlingsnacht träumte, dachte er mit plötzlich aufzuckendem Weh an seine Mutter. Und daß er dieses wunderbarste Geschehen seines jungen Lebens nicht mit ihr teilen konnte, schmerzte ihn so tief, daß die ganze Helle seines Glücks, die er sich immer wieder vor die Seele

rief, ihm nicht mehr helfen konnte. Traurig barg er den Kopf in den Händen.

Härter und schwerer trug die Mutter an ihrer Verlassenheit. Da waren die langen Stunden am Nachmittag und Abend, in denen früher immer ihr Einziger um sie gewesen, war und nun saß sie so oft allein.

Einmal raffte sie sich auf und wanderte vor die Stadt hinaus. Aber da war kein Weg, den sie nicht mit Heinz gegangen war, und die Erinnerung daran tat ihr weh. Und wie sie nun den Wiesenweg dem Walde zuschritt und an die innige Zärtlichkeit dachte, mit der Heinz sie oft hier geleitet hatte, überfiel sie ihr Elend so stark, daß ihre Tränen floßen. Müde und verzweifelt ließ sie sich auf der Bank am Waldrand nieder und grübelte weinend ihrem Leide nach. Alles, was sie ein halbes Leben lang in nie ermattender Liebe und Geduld erbaut hatte, alles war ihr an einem Tag genommen worden.

Waren alle Söhne so? Ein feuchtes Mädchenauge, das gespielte Leid einer Fremden konnte in einer Stunde siegen über alle Liebe, alle Opfer der Mutter?

Was war sie ihm noch? Jemand, der für sein körperliches Wohl Sorge trug, und den er manchmal in einer guten Stunde flüchtig an seinem geistigen Werk teilnehmen ließ. Sein innerstes Wesen aber, seine tiefsten Gedanken und heißen Wünsche blieben ihr verschlossen. Das alles gehörte nun der Fremden. Und kämpfen um das Verlorene, es wieder gewinnen, der anderen entreißen, das konnte sie nicht, das lag ihrem Wesen zu fern.

Was blieb ihr noch? Sich weiter quälen durch einsame, freudlose Tage, machtlos fühlen, wie er ihr immer weiter entglitt, oder den Sohn verlassen? Was sollte sie tun?

Ihre Blicke schweiften suchend über die vertraute Landschaft, als müsse irgendwo in ihr verborgen ein Trost für

sie zu finden sein. Der Abend war schon lang gekommen, sie hatte es nicht gemerkt, zu tief war sie versunken gewesen in ihren Kummer.

Zögernd kam die Nacht durch den Wald, ging über die Wiese und erklomm langsam die fernen Berge. Stille und Dunkelheit wanderten mit ihr. Oben aber am weiten Himmel, an den kein Lärm und keine Trübnis unserer Erde reicht, leuchteten die Sterne. Wie von einer gütigen Hand für uns erschlossen, ruhen diese lichten Augen allnächtlich trostvoll auf unseren armen Wegen. Aus Wirrnis, Nacht und Schwere blicken die Menschen auf zu ihnen, und Friede und Reinheit strahlen sie zurück. Auch die arme Mutter schaute lange zu ihnen empor. Und sie wußte nicht, wie es kam, sie fühlte eine Ruhe in sich einströmen, die ihre Schmerzen auslöschte. Ihre Seele verlor die eigene Not und fühlte sich befreit in dem stillen Frieden dieser Nacht. Sie erkannte deutlich, wie unnütz ihre Unruhe gewesen war, ihre ratlose Qual. Es war das Schicksal ihres Heinz, diese Liebe zu erleben mit ihren Seligkeiten und allem Leide. Und sie hatte in Unverstand und Ungeduld ihre schwachen Hände erheben wollen gegen dieses Geschick. Nur eines ziemte ihr und das war Geduld. Und ihr war, als spräche Gott selber mit ihrer Seele durch das Leuchten seiner Sterne: „Geduld müßt ihr haben, ihr Menschen alle, am meisten aber ihr Mütter."

Und als sie heimwärts schritt durch das dunkle, kühle Land, nahm sie diese Erkenntnis mit sich.

Sie lernte wieder lächeln, wurde wieder gütig und offen zu ihrem Sohn wie früher. Und wenn doch einmal die Härte der letzten Zeit über sie kommen wollte, zwang sie alles in sich nieder und dachte an die Sterne und die gütige Weisheit, die sich ihr in jener Nacht offenbarte.

Heinz ahnte nicht, was ihm seine Mutter wiedergegeben hatte. Er forschte auch nicht danach, sondern genoß mit der Unbekümmertheit der Jugend sein doppeltes Glück.

Nur über das eine wagte keines von ihnen zu sprechen, aus Angst, die scheue, kaum gewonnene Nähe wieder zu verlieren.

Heinz hatte alles, was er in seiner Liebe erlebte, zu lange Zeit verschlossen in sich getragen, um nun davon reden zu können. Und die Mutter wollte sein Vertrauen nicht erzwingen. Sie sah Ghita oft, wenn Wege sie in die Stadt führten, beobachtete sie und erfaßte mit dem feinen Gefühl der Frau, was Heinz verborgen blieb, wie verdorben das Mädchen war. Und oft in einsamen Stunden rang sie noch bitter um Ruhe und Geduld, wenn sie daran dachte, wie er seine reine, ernste Liebe, sein Tiefstes und Bestes an Ghita Bruneleschi verschwendete.

Heinz aber war glücklich. Mit neu erwachter, rastloser Freude arbeitete er in seinem Beruf, um bald am Ziel zu sein und die Früchte seiner jahrelangen Mühen mit dem geliebten Mädchen zu teilen. In den Stunden, die ihm seine Arbeit ließ, genoß er das Glück seiner Liebe. Nun die Mutter ihn ohne den leisesten Vorwurf in Wort oder Blick gewähren ließ, schien ihm das Leben ein Wunder ohne Ende.

Ghita Bruneleschi ließ sich seine scheue Verehrung, die mit Stürmen einer ersten, großen Glut wechselte, gern gefallen. Es war ihr eine Lust, seine Leidenschaft immer neu zu wecken, immer heißer und stärker lodern zu lassen, um ihn dann mit großen Kinderaugen erstaunt und empört zurückzuweisen.

In der ersten Zeit war sie wohl auch ein wenig verliebt in ihn, durch sein stürmisches Werben entflammt, doch

nicht so, daß sie nicht dies unterhaltsame Spiel von Locken und Von-sich-weisen, halbem Gewähren und ängstlichem Verstecken mit voller Berechnung hätte wagen können. Als aber Wochen vergingen, aus denen Monate wurden, fing sie an, des Spiels überdrüssig zu werden. Heinz brach in eifersüchtige Vorwürfe aus, wenn sie sich mit anderen unterhielt, und verwies ihr sogar einmal ernstlich ihr Spiel, das sie, wie er glaubte, in kindlicher Unwissenheit mit abgewiesenen Verehrern und ihren Schmerzen trieb. Diese Fesseln, die er ihrem Verkehr mit anderen aufzwang, begannen ihr lästig zu werden. Der dumme Junge hielt sich ja trotz ihrer häufigen Aufklärungsversuche für heimlich verlobt. Und sie beschloß, ihm bei der nächsten Gelegenheit deutlich ihre Meinung zu sagen.

Es kam bald dazu. Sie saßen auf einer Bank in Ghitas Garten. Heinz hatte den Arm um sein Mädel gelegt, ihren Kopf an seiner Schulter geborgen und streichelte das blonde Haar. Glücklich leuchteten seine Augen und seine Stimme klang weich und innig. Er sagte, bald sei seine Arbeit vollendet, die letzte Prüfung gemacht, er könne dann endlich mit ihren Eltern sprechen und sie dürfe sich frei und offen zu ihm bekennen. Das künftige Leben malte er ihr aus, das im Anfang wohl äußerlich bescheiden sein würde, aber im Innern herrlich und voll Wunder, denn da trügen sie ja die reiche Welt ihrer Liebe und ihres Glückes. Seine reine Seele, sein treues Herz offenbarte sich aus seinen Worten. Überwältigt von seinem Gefühl, beugte er sich herab und küßte die schmalen Mädchenhände. Als er aber den Kopf hob und ihre Lippen suchte, richtete sich Ghita auf, warf das Haupt zurück und schaute ihn mit fremden, zornigen Augen an. Während seiner Rede war es in ihr aufgestiegen, alles Unterdrückte der letzten Zeit, und sie fühlte nichts mehr, als Zorn, ja

beinahe Haß auf diesen kindhaften Menschen, der da so selbstverständlich von einer Zukunft sprach, von der sie nie etwas wissen wollte. Was bildete er sich ein! Sie, die schöne, kluge Ghita Bruneleschi, das umworbenste Mädchen der Stadt, würde ihn heiraten wollen, einen Lehrer. Konnte er denn nicht begreifen, daß nur ein Leben in Glanz und Reichtum ihrer wert war? Und ihr jäher Zorn gewann solche Macht über sie, daß sie die Beherrschung verlor. Sie stand vor ihm und sprach ihre innersten Gedanken aus. Sie konnte die Worte nicht mehr wählen, ungehemmt trat ihr wahres Wesen hervor. Ihr schlanker Körper bebte leidenschaftlich und ihre Augen blickten ihn dunkel und drohend an. Wie eingebildet war er gewesen, wie grenzenlos dünkelhaft, daß er glauben konnte, sie, Ghita Bruneleschi liebe ihn, und würde seine Frau werden wollen. Eine Lehrersfrau! Nie hatte sie ihn geliebt, nie! Wissen hatte sie wollen, ob sie gut Komödie spielen könne — das war ihre Absicht gewesen.

Heinz schaute bestürzt auf das Mädchen, das so jäh anders geworden war. Und er erkannte, daß die Ghita, die ihm da gegenüberstand, unschön in ihrer zügellosen Wut, die wahre Ghita war, an der er Monate blind vorbeigegangen. Ihr Wesen, das ihm oft rätselhaft erschienen war, geheimnisvoll und lockend und das er zu ergründen sich gemüht, in dieser Stunde sah er es unverhüllt.

Er sprach kein Wort, stumm und elend hörte er sie an. Ihre weiche, dunkle Stimme, die er geliebt hatte, nun klang sie schrill und tat ihm weh.

Als das schöne Mädchen, das so häßliche Worte sprechen konnte, schwieg, stand Heinz langsam auf und ging schweigend an ihr vorüber, den Weg hinunter zur Gartentür. Mühsam und gebeugt schritt er dahin.

Sein Körper war schwer, sein Kopf dumpf, er konnte

nicht mehr denken, nicht reden, die Glieder taten unbewußt ihren Dienst und trugen ihn weiter.

Das Tor schlug hinter ihm zu und eine dunkle Ahnung kam ihm, daß er in dem Garten das beste Teil seiner Jugend zurückgelassen hatte.

Als er heimkam, war es schon Abend. Ziellos war er durch die Straßen gegangen, bis er endlich sich besann, daß er irgendwo daheim war und seine Schritte dorthin lenkte.

Die Wohnstube war traulich wie immer; die alte Hängelampe beleuchtete den runden Tisch und das liebe, feine Gesicht der Mutter, die dem Eintretenden freundlich entgegenlächelte. „Kommst du schon heim? Gleich bring' ich dir dein Essen."

Und sie räumte geschäftig ihr Nähzeug vom Tisch, breitete das weiße Tuch auf und eilte in die Küche.

Heinz stand still da. Er fühlte sich grenzenlos elend und fürchtete sich vor dem Augenblick, da er zum Tisch treten mußte, ins helle Licht und die Mutter sein Gesicht sehen würde. Er bangte vor ihren Fragen, denn er fühlte, daß ihm das Reden Qual bereiten würde.

Doch als ihm die Mutter dann gegenübersaß, glitt ihr Blick wohl einmal ängstlich forschend über sein bleiches Gesicht, aber sie rührte mit keinem Wort an seiner Wunde.

Heinz aß ein paar Bissen, dann schob er den Teller fort. „Ich kann nicht essen, Mutter."

Schweigend räumte sie den Tisch ab und setzte sich wieder zu ihrer Arbeit.

Heinz holte nicht wie sonst ein Buch, er blieb still sitzen und starrte vor sich hin.

Endlich blickte die Mutter auf und sah das blasse Gesicht mit den umschatteten Augen, aus denen die unerlöste Qual schaute.

Da stand sie auf, trat zu ihm und strich ihm leise übers Haar. „Heinz,“ sagte sie nur. Und es lag keine Frage in dem Klang, keine Aufforderung zu einer Beichte, nur die tröstliche Versicherung: ich bin bei dir.

Heinz fühlte dankbar die zarte Güte. Er nahm die Hand der Mutter, legte seine Wange hinein, wie er's als Knabe gern getan hatte, und blieb still. Und langsam fühlte er, wie sich die Starre zu lösen begann.

„Setz dich zu mir, Mutter,“ bat er.

Sie legte ihre Hand auf seine, die kraftlos auf dem Tische ruhte. Und so begann Heinz zu reden. Leise und stockend, so daß sie manches Wort kaum vernahm, und doch verstand sie alles; sie hörte ja mit dem Herzen. Und sie erlebte aus seinen armen Worten die ganze blühende Zeit seiner Liebe und ihr trauriges Ende. Es fiel Heinz schwer, von den letzten Stunden zu sprechen, und doch trieb ihn der heiße Wunsch dazu, alles zu bekennen. Und er überwand sich und sprach von Ghita, jener anderen Ghita, von der er bis heute nichts gewußt. Die Mutter hörte schweigend zu. Sie hatte wohl geahnt, daß der Traum ein Ende nehmen mußte; aber sie hatte gehofft, daß ihm die Erkenntnis langsam kommen würde, der Schmerz ihn nicht so jäh träfe. Und doch äußerte sie kein Wort der Anklage gegen das Mädchen. Sie wußte, daß es seine Qual nur verschärft hätte. Das war die rechte Liebe nicht, die sich da brüstet mit ihrem Recht. Und so hörte der Sohn nur milde Worte des Verstehens, Worte, die aus dem Herzen kamen.

„Du darfst nun nicht bitter werden, mein Heinz, und verachten wollen. Du mußt nur zu verstehen suchen. Denk an den Vater des Mädels, an ihre Kindheit, hin- und herschwankend zwischen zwei starken Willen, wie sollte da ihre Seele friedlich wachsen können? Ihr fehlte die rechte

Hand, die alles Böse und Wilde streng und doch voll Liebe zum Guten gelenkt hätte. Aber es wäre verkehrt, wenn du nun glaubst, dich deiner Liebe schämen zu müssen. Du hast ja nicht das Dunkle, Häßliche in dem Mädchen geliebt, sondern nur deinen Traum. Und der ist zu Ende."

Heinz schwieg. Und die Mutter las in seinen Augen die verzweifelte Frage aller jungen Menschen: „Warum mir das? Warum muß ich so viel durchmachen?"

„Heinz," sagte sie gütig, „du meinst jetzt im ersten Schmerz, du müßtest mehr leiden, als alle anderen. Das Schicksal sei gegen dich besonders hart und ungerecht. Aber glaube mir, es geht kaum ein junges Menschenleben an solchem Leid vorüber. Auch ich hab' einst mein Teil tragen müssen."

Heinz sah sie an und zum ersten Male dachte er, daß wohl auch die Mutter eine verklungene Welt von Seligkeiten und Schmerzen in sich trug.

„Mutter," sagte er ergriffen.

Sie strich ihm übers Haar. „Und du wirst es auch überwinden, langsam, mit der Zeit."

Er blickte zu ihr auf. Seine Augen waren dunkel vor Qual. „Es wird schwer sein, Mutter ... und ..."

Seine mühsam bewahrte Stärke brach. Das Weinen kam wie ein Sturm über ihn. Auf den alten, runden Tisch, an dem er als Kind gespielt, als Knabe gelernt, legte der junge Student die Arme, barg seinen heißen Kopf darin und weinte.

Die Mutter überließ ihn seinem Schmerz. Sie wußte, diese Tränen wuschen die herbste Bitterkeit von seiner Seele. Bevor sie aus dem Zimmer ging, beugte sie sich noch einmal über ihn und sagte gütig: „Es wird schon gehen, mein Junge. Wir wollen Geduld haben."

Geduld! Wie tief erlebte sie immer wieder ihren Segen!

Und wieviel Güte gehörte dazu, ihr nie untreu zu werden. Denn es ging nur langsam, zögernd und voll schwerer Mühe. Heinz empfand es dankbar, daß er wieder mit der Mutter von allem reden konnte. Wehe Süße lag für ihn in der Erkenntnis, daß er sein Glück verlieren mußte, um jenes andere wieder zu finden, nach dem er sich doch immer unbewußt gesehnt: die alte Vertrautheit mit seiner Mutter. Wohl hatte ihre Güte in letzter Zeit ihrem Miteinanderleben alle Härte und Unruhe genommen, aber den reinen Einklang früherer Tage hatte sie doch nicht erwecken können. Der ließ sich nicht erzwingen; von selber hatte die Stunde kommen müssen, da ihre Seelen die Brücke wieder bauten, die einst sein wildes Wort zerstörte. Alles trug er nun wieder wie früher an ihr treues Herz. Wenn ihn Sehnsucht quälte, klagte er es ihr, wenn es ihn drängte, von verklungenen Tagen zu sprechen, kam er zu ihr und wenn leise, schüchtern, ein Licht aus der Zukunft grüßte, freute sie sich mit ihm. Sie fürchtete keinen Irrtum mehr für ihn, sie wußte, sein Schicksal hatte ihn gereift. Sie wartete treu und voll Hoffnung auf den Tag, da er ihr das Mädchen bringen würde, das seiner Seele Schwester sein konnte; das Mädchen, mit dem sie gerne teilen würde. Der jungen Mutter aber wollte sie, wie ein köstliches Kleinod, das Wort ans Herz legen, zu dem sie den Weg erst durch Leid und Dunkelheit hatte finden müssen: daß Mutterliebe nichts ist als Geduld, gütige, heitere Geduld.

Färben von Stoffen im eigenen Haushalt

Von Dr. A. Ganswindt

Nöte aller Art zwingen unsere Hausfrauen, jeden Pfennig dreimal anzusehen, ehe er ausgegeben wird. Doch was will das heißen? Der Pfennig hat ja seine Rolle ausgespielt, man kann ihn nicht einmal mehr den Kleinsten für die Sparkasse geben. Stoffe sind für viele unerschwinglich geworden, und doch muß man „etwas anzuziehen" haben, und zwar mancherlei. Da fragt es sich denn, ließe sich nicht dieses oder jenes abgetragene Stück doch wieder verwenden? Könnte man nicht mit kleinen Färbekünsten sparsam wirtschaften? Unsere Großmütter kannten noch allerlei derartige Hilfen, die in besseren Zeiten, die nun einmal vorüber sind, allmählich in Vergessenheit geraten sind. Wir wissen auch nicht, daß ursprünglich eine ganze Reihe von Färbemethoden aus dem häuslichen Kreise stammten, wenn das auch weit zurückliegende Zeiten gewesen sind. Es gibt jetzt die verschiedensten Farben, die man im Haushalt zubereiten kann, und die Anwendung fällt bei gutem Willen gar nicht so schwer als man glaubt. Und obendrein handelt es sich um Farben, die von großen Firmen nicht erst kürzlich auf den Markt gebracht worden sind. Seit Jahrzehnten käuflich und erprobt, wird man sich ihrer in der Notzeit mit Erfolg bedienen. Schwierigkeiten bieten ja schließlich für kluge Hausmütter doch nur einen Anreiz, sie zu überwinden. Und die Freude, wertlos gewordene, unansehnliche Stoffe wieder verwenden zu können, wird die Mühe reichlich lohnen. Was man dabei erspart, läßt sich für Neuanschaffungen dann mit größerer Ruhe wieder ausgeben.

In allen gut geführten Drogerien, seit neuerer Zeit sogar in kleineren Handlungen, erhält man Paketchen zum Färben, denen eine Gebrauchsanweisung aufgedruckt ist. Auf diese Hilfsmittel ist die Hausfrau angewiesen. So kann es sich nur darum handeln, für den mechanischen Teil des Färbens hier einige allgemeine Aufschlüsse zu bieten.

Zunächst muß der Inhalt des Farbenpäckchens in heißem Wasser gelöst werden, womöglich in Regenwasser, wenn solches zur Verfügung steht. Diese Lösung ergibt dann das Färbebad für die in Wahl gezogenen Stoffe.

Die zu färbende Ware darf nie trocken in diese Farbstofflösung getan werden, sondern sie muß zuvor genetzt werden, um die besonders in älteren Geweben und Garnen mehr oder minder reichlich enthaltene atmosphärische Luft daraus zu vertreiben. Eine nicht genügend entlüftete Ware wird beim Färben bestenfalls an den lufthaltigen Stellen heller gefärbt oder bleibt, was besonders für Wollwaren gilt, teilweise ungefärbt.

Jede Gespinstfaser erfordert eine für sie charakteristische Färbetemperatur. Reinwollene Waren müssen unbedingt mindestens eine Stunde kochen, wobei unter „kochen" kein Überschäumen, sondern ruhiges Wallen gemeint ist, was einer Temperatur von etwa 96 bis 98 Grad Celsius entspricht. Die Wolle ist ein tierisches Haar von hornähnlichem Charakter, das erst bei dieser Temperatur die Farbstoffe aus dem Bade gut aufzunehmen und zu binden imstande ist.

Halbwollene Waren brauchen nur 10 bis 15 Minuten richtig zu kochen; dann muß der Kessel mit dem Färbebad vom Feuer entfernt werden und die Ware noch so lange im erkaltenden Bade hin und her bewegt wer-

den, bis die Baumwolle in der Halbwolle etwas dunkler gefärbt erscheint als die Wolle, die sich beim Trocknen nicht verändert, während Baumwolle beim Trocknen heller wird.

Alle übrigen Waren brauchen nicht unbedingt zu kochen. Vielfach ist sogar kochen nicht einmal erwünscht. Seide färbt am besten bei etwa 60 Grad Celsius (48 Grad Reaumur) unter Zugabe von etwas Seife und Gelatine. Baumwolle färbt am besten bei 80 bis 90 Grad Celsius (64 bis 72 Grad Reaumur); doch verhalten sich die meisten Farbstoffe gegen Baumwolle verschieden, einige fordern eine Farbetemperatur nahe beim Kochpunkt, andere färben sogar kalt, und wieder andere bei allen dazwischen liegenden Temperaturen. Ähnlich verhält sich Leinen, das aber härter ist und aus diesem Grunde eine längere Färbedauer beansprucht, damit die Farbstoffe die Fasern richtig durchdringen.

Die wie eben beschrieben genetzte, das heißt mit warmem, beinahe heißem Wasser angefeuchtete und wieder abgepreßte Ware wird nun in das Färbebad getan, das etwa 40 bis 50 Grad warm sein darf, hierin beständig hin und her bewegt und dann erst langsam und allmählich auf die für die einzelnen Waren erforderliche Temperatur erwärmt. Bei dieser Temperatur wird durchschnittlich eine Stunde gefärbt. Längere Dauer ist meist nicht erforderlich. Die zum Färben verwendeten Gefäße müssen hinreichend groß sein, so daß die Ware im Färbebade schwimmt und darin bequem hantiert werden kann. Dabei muß darauf geachtet werden, daß die zu färbende Ware möglichst nicht mit der Kesselwandung in Berührung kommt, weil sonst unerwünschte Kesselflecke entstehen. Die verwendeten Kessel dürfen

weder von Eisen noch von Kupfer sein; dagegen empfehlen sich Kessel von emailliertem Eisen oder von verzinntem Kupfer. Das Färben über freiem Feuer ist allemal mißlich, weil die Erwärmung leicht zu hoch, meist aber ungleich und unregelmäßig ist; Färben auf dem Gaskochherd ist jedenfalls vorzuziehen, weil hier die Temperatur leicht und bequem regulierbar ist.

Wenn bei Befolgung der dem Färbepäckchen aufgedruckten Färbevorschrift und trotz Innehaltung der vorstehend geschilderten Arbeitsbedingungen der gewünschte Effekt nicht eintreten sollte, so sind dafür verschiedene Ursachen denkbar. Es ist dem Kundigen längst bekannt, daß die chemischen Bestandteile des Wassers fast an jedem Ort der Erde andere sind, sowie daß das Wasser eine überaus wichtige Rolle beim Färben spielt. Die Hausfrau braucht nur einmal drei gleichartige Färbungen mit dem gleichen Päckcheninhalt auf das gleiche Material vorzunehmen, das eine Mal mit Fluß- oder Bachwasser, das zweite Mal mit Wasserleitungswasser und das dritte Mal mit Regenwasser; sie wird erstaunt sein über die Verschiedenheit der drei erhaltenen Nüancen. Man wird also gut tun, immer das gleiche Wasser zu verwenden. Wo das nicht geschieht, begreift man leicht, woher es kommt, daß abweichende, zum Teil sich direkt widersprechende Urteile über die Erfolge der Hausfärberei stammen. Berücksichtigt man diesen Umstand und hält man sich genau nach den Vorschriften, so wird man nicht enttäuscht sein.

Wie man Wolle und Baumwolle voneinander unterscheidet, ist kürzlich in unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens", Jahrgang 1922, Band 11, Seite 187 geschildert worden, es ist also hier eine Wieder-

holung nicht nötig. Die Prüfung der Stoffe, die gefärbt werden sollen, ist deshalb unerläßlich, weil man nach dem Ergebnis beim Einkauf die Färbemittel zu verlangen hat, deren Zusammensetzung für Wolle und Halbwolle besonders gewählt ist.

Da zum Färben einiges elementare Wissen unentbehrlich ist, um beurteilen zu können, wie sich aufzufärbende Töne verändern, empfiehlt es sich, Tabellen oder Farbmuster anzusehen, die in den einschlägigen Geschäften zu haben sind. Da man befriedigende Ergebnisse nur nach genauer Beachtung der den Farbpäckchen aufgedruckten Vorschriften über das Verhältnis der Gewichtsmengen von Stoff und Farbe zu erzielen vermag, ist eine Wage nötig. Wo diese im Haushalt fehlt, wird man sich anderwärts zu helfen verstehen.

Besitzt nun die Hausfrau verblaßte und an einzelnen Stellen stark verblichene Stoffe, so besteht doch die Möglichkeit, auch diese wieder brauchbar zu machen. Handelt es sich um Stoffe, die nicht aus Wolle sind, dann werden sie in Sodawasser ausgekocht, wodurch der Farbstoff aus den dunklen Stellen entfernt wird. Fettflecke müssen besonders sorgfältig gereinigt werden. Die Behandlung im Spülwasser ist so lange fortzusetzen, bis dieses ganz klar bleibt.

Wie jeder Hausfrau bekannt ist, gehen wollene Stoffe beim Kochen immer etwas ein. Soll nun ein Anzug oder ein sonstiges Kleidungsstück gefärbt werden, so ist es nötig, vorher alle Nähte aufzutrennen, damit die Farbe überall gleichmäßig annimmt. Futter, welches beim Färben leicht „sacken" würde, muß entfernt werden, desgleichen Knöpfe, Schleifen, Gürtel und etwaige Metallteile. Auch sonstige Garniturteile nimmt man ab, da die meisten Nähgarne oft heller gefärbt erscheinen.

Bei Anzügen trennt man auch Steifleinen- und Watte-einlagen heraus, da sich sonst an diesen Stellen nach dem Färben unerwünschte dunkle Flecken zeigen.

Baumwollene Waschkleider, Blusen, Schürzen und Kindergarderobe können ohne Zertrennen gefärbt werden; es empfiehlt sich jedoch auch in diesen Fällen, Knöpfe, Schließen und dergleichen abzunehmen. Aus Stoff bestehende Knöpfe knüpft man in Abständen an einer Schnur auf und näht diese an irgend einer Naht fest; so sinken sie im Farbbad nicht zu Boden und erscheinen später gleichmäßig getönt.

Bevor man irgend etwas in Teilen oder im Ganzen färbt, macht man eine kleine Stoffprobe, wobei zu beachten ist, daß man die etwa handgroßen Teile dieselbe Zeit im Farbtopf läßt, wie die nachher zu färbenden ganzen Stücke. Man richtet sich dabei nach der Uhr. Solange gefärbte Stoffe naß sind, ist der Farbton etwa doppelt so stark als nach dem Trocknen.

Alle zu färbenden Stoffe oder Ganzstücke müssen genetzt in die Farbbrühe gebracht werden; dies sichert gleichmäßiges Aufnehmen der Farbe. Wichtig ist, daß während dem Kochen die zu färbenden Stoffe in genügender Wassermenge gehörig „schwimmen". Mit zwei Holzstäben oder Quirlstielen zieht man sie im Wasser umher, damit die Farbe überall gleichmäßig einzudringen vermag. Die Stoffe müssen im Farbbad erkalten. Ist das geschehen, so läßt man sie ablaufen. Nach einiger Zeit beginnt man mit dem Abspülen und setzt dies so lange fort, bis das Wasser klar bleibt.

Große Sorgfalt ist beim Trocknen nötig; besonders bei Wollstoffen. Diese dürfen nicht auf Waschleinen gespannt werden, da sich die nassen Stücke leicht unerwünscht verziehen und ausdehnen. Man legt sie

deshalb sorgfältig ausgebreitet über zwei Stangen, wobei die linke Stoffseite nach außen kommen soll, damit sich kein Staub ansetzen kann. Blusen hängt man über Bügel. Sollte nach dem Trocknen eine Farbe wider Erwarten zu dunkel ausgefallen sein, so wäscht man die Stücke in heißem Seifen- oder Sodawasser aus und spült sie dann gründlich ab. Bei Seidenblusen nimmt man in solchem Falle etwas Essig dazu.

Wünscht man einen gewissen Glanz oder Appretur, so setzt man dem Spülwasser zuletzt dünnflüssigen Leim oder Gelatine zu. Bei Wollstoffen nimmt man daran zu einem Liter Wasser jeweils ein Gramm, bei Baumwolle zwei Gramm. Daß man nach dem Trocknen die Stoffe links bügelt, braucht einer erfahrenen Frau nicht erst gesagt zu werden.

Mit den von der chemischen Industrie erzeugten Hausfärbemitteln wird es vielen Hausfrauen gelingen, manche für unbrauchbar gehaltenen Kleidungsstücke wieder wie neu zu machen *.

* Die Redaktion erteilt auf Anfragen aus dem Leserkreise gegen Portoersatz gerne Auskunft von welchen Firmen empfehlenswerte Farben zu beziehen sind.

Wie dient die naturwissenschaftliche Forschung dem Leben?

Von Dr. Valentin Bromig / Mit 19 Bildern

Jede Zeit hat ihr besonderes Gesicht, das in seinen ausgeprägten Zügen von den jeweiligen Zuständen bestimmt wird. Die langen Kriegs- und Leidensjahre ließen in breiten Schichten den sehnlichen Wunsch nach Frieden und Glück entstehen. Da diese aber offenbar ohne gewisse sittliche Grundlagen für die Allgemeinheit nicht zu erreichen sind, drängte sich auch dem einfachsten Mann die Frage auf, wie diese zu gewinnen seien. Viele erwarteten von der Wissenschaft, besonders von der Naturwissenschaft eindeutig klare Urteile über Sinn und Zweck des Lebens, ja bestimmte Richtlinien für Denken und Handeln, gewissermaßen praktische Anweisungen für eine die quälenden Fragen nach dem „Woher?" und „Wozu?" beantwortende Weltanschauung. Weil aber die Wissenschaft solche summarische und endgültige Entscheidungen auf *diesen* Gebieten zu treffen ablehnt, wandten sich viele enttäuscht ab, schalten sie wohl gar materialistisch und unbefriedigend. Solchem Verhalten liegt eine recht primitive Verwechslung von wissenschaftlicher Erkenntnis und sittlichem Werturteil oder Gesinnung zugrunde, ein völliges Unverständnis für das Suchen nach weiteren Erkenntnissen um ihrer selbst willen. Für ernste Männer der Wissenschaft gilt aber unbedingt, was Lessing mit folgenden Worten aussprach: „Mit seichten Gründen behauptete Wahrheit ist Vorurteil, nicht minder schädlich als offener Irrtum und zuweilen noch schädlicher, denn

ein solches Vorurteil führt zur Trägheit im Nachforschen und tötet den Untersuchungsgeist."

Die Wissenschaft hat nicht die Aufgabe, Anweisungen für sittliche Anschauungen und Handlungsweisen zu geben, ja auf ihren eigenen Forschungsgebieten kennt sie keine absolut und für immer abgeschlossene Behauptungen, kein Denkschema und kein Dogma. Sie darf keinen Zwang für sich dulden und keinen ausüben. Sie kann nichts anderes suchen, und nichts anderes zu geben versprechen als Zusammenhänge von Tatsachen, die der menschlichen Forschung zugänglich sind. Sie kennt keinerlei im voraus festgelegte Absichten und ebensowenig keine durch irgendwelche Rücksichten gesteckte Begrenzung, keine Beeinflussung und keinen Stillstand. Die Wahrheit ist kein nahes Ziel, um ewig dabei auszuruhen. Der große Forscher Leonardo da Vinci sagt: „Die Wahrheit ist die Tochter der Zeit." Das Streben des Forschers ist zwar nie ganz betrogen, aber auch nie ganz befriedigt, bis der einzelne sich oft unvermutet früh am Ende seines Lebens befindet. Damit ist jedoch die Forschung nicht zu Ende, denn Menschen anderer Generationen setzen sie fort und, was die Späteren zu erreichen vermochten, war und ist immer nur möglich, weil in stiller, uneigennütziger und unermüdlicher Forschertätigkeit die Vorausgegangenen Stein für Stein zum Bau beigetragen und der Menschheit, dem Leben damit gedient haben.

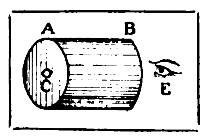
Hochentwickelte Kulturvölker lebten Jahrtausende, ohne etwas von den kleinen Lebewesen, den Mikroben, zu wissen, die als Krankheitserreger so verheerend gewirkt haben. Um Kenntnis von diesen Mikroorganismen zu erlangen, war ein langer und beschwerlicher Weg zu durchmessen. Und an seinem Ausgangspunkt stand kein noch so blasser Ahnungschimmer, in welchem Maße einst die Er-

gebnisse zahlreicher Mühen dem Leben in vielgestaltigster Weise dienen würden.

Der Altertumsforscher Layard fand in den Ruinen Ninives einen plankonvex zugerichteten Bergkristall, die älteste geschliffene Linse. Nero betrachtete die Kämpfe in der römischen Arena durch einen geschliffenen Smaragd. Da erzählt wird, Nero sei kurzsichtig gewesen, hat man angenommen, dieser Smaragd sei zu einer konkaven Linse geschliffen worden. Ist diese Vermutung richtig, dann benützte Nero diese Linse zur Korrektur seines kurzsichtigen Auges. Volle Klarheit besteht indes über diesen Fall nicht. Die Römer wußten, daß Gegenstände, durch mit Wasser gefüllte Glaskugeln gesehen, größer erscheinen, und die Ärzte bedienten sich dieser als Hilfsmittel bei Behandlung erkrankter Gewebe. Jahrhunderte vergingen, bis um 1100 der Araber Alhazen die Eigenschaft plankonvexer Linsen beschrieb. Und doch kamen Brillen erst anfangs des dreizehnten Jahrhunderts allgemein in Gebrauch. Daß es Kurzsichtige immer gab und ebenso alle Alterserscheinungen an den Augen, geht aus manchen Stellen römischer Schriften hervor, in denen gesagt wird, man schriebe deshalb so große Buchstaben, damit sie von alten Leuten leichter gelesen werden könnten. Und wie lange währte es, bis man Brillen anzufertigen verstand und diese optischen Hilfsmittel zu einfachen Mikroskopen verwenden lernte, die zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges (1618—1648) allgemeiner bekannt wurden, teilweise sogar als eine Art optischen Spielzeugs, die sogenannten „Flohgläser", weil der Linse gegenüber ein Floh befestigt war, oder auch Fliegenflügel oder kleinere Insekten.

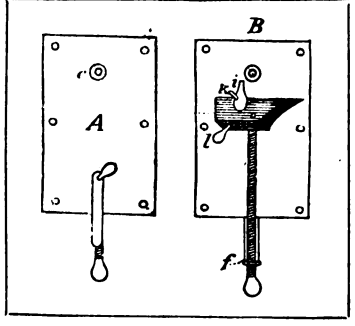
Wie traurig mutet es an, zu erfahren, daß man einen Gelehrten, der ein solches Glas besaß, für einen Zauberer

hielt. Als der naturwissenschaftlich interessierte Jesuit Adam Tanner, der auch gegen die Hexenverbrennung auftrat, 1632 in Tirol starb, verweigerte man ihm ein christliches Begräbnis, weil man unter seinem Nachlaß einen „eingesperrten Teufel" gefunden hatte. Es war jedoch nur ein Floh im Mikroskop. Der 1575 geborene Christoph Scheiner, einer der ersten Beobachter der Sonnenflecke, starb 1659 in einem Dorf auf der Reise. Man hielt den Floh in seinem Vergrößerungsglase für einen von dem Zauberer „gebannten Teufel"! —



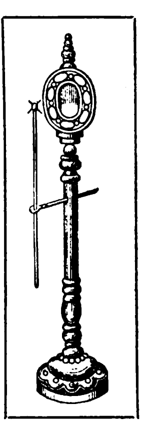
„Flohglas" aus einem 1646 gedruckten Werke des A. Kircher. A B stellt ein kurzes Röhrchen dar, in dessen unterem Verschluß C ein Glaskügelchen eingefügt ist.

Der bedeutendste Mikroskopiker seiner Zeit war Anton van Leeuwenhoek, der, 1632 in Delft geboren, dort nach einem arbeitsreichen Leben am 26. August 1723 verschied. Nächstes Jahr könnte ein wissenschaftlich bedeutendes Jubiläum gefeiert werden, wenn man sich des Todestages dieses Forschers erinnern wollte, der zum ersten Male Bakterien in der Mundhöhle gefunden, beschrieben und abgebildet hat. Er nannte sie „levende



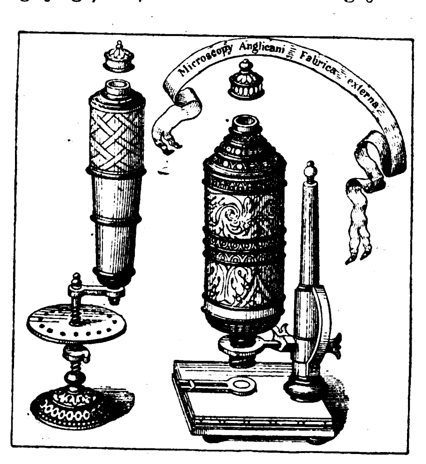
Leeuwenhoeks einfaches Mikroskop. A zeigt die Vorderseite; bei c befindet sich die Linse, durch welche beobachtet wurde.
B stellt die Rückseite dar. Bei i wurde das zu untersuchende Objekt befestigt und mit den Schrauben f und k eingestellt.

dierkens", lebende Tierchen. Leeuwenhoek gehört zu den wahren Forschern. Er war kein Mikroskopiker von Beruf, sondern trieb seine Studien aus Liebe zu den Naturwissenschaften. Bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahr arbeitete er als Buchhalter und Kassierer in einer Amsterdamer Tuchhandlung. Er schliff sich die Linsen selbst und verfertigte auch den mechanischen Apparat seiner Mikroskope. Er gilt als Meister in der Kunst, mit Hilfe des Mikroskopes zu präparieren, und mit seinen Vorrichtungen gelangen ihm erstaunliche Entdeckungen. Nach einem fast allgemein gültigen Gesetz sind diese meist mit verhältnismäßig einfachen Mitteln erarbeitet worden. Leeuwenhoek beobachtete zuerst den Kreislauf des Blutes im Schwanz der Froschlarve und nahm dabei die Blutkörperchen wahr, die sein Zeitgenosse Malpighi zwar gesehen, aber als Fettkügelchen bezeichnet hatte. Leeuwenhoeks Untersuchungen über die Kapillargefäße bildeten die notwendige Ergänzung der umwälzenden Harveyschen Theorie vom Blutkreislauf. W. Scheffer sagt: „Leeuwenhoek ist ein glänzendes Beispiel dafür, was Liebe zur Sache zu leisten vermag. Es ist eine oft wiederkehrende Tatsache in der Geschichte der großen Entdeckungen, daß sie nicht von zünftigen Arbeitern herrühren, die das Muß des Dienstes zwingt, sondern von denen, die ein inneres Bedürfnis treibt, zu forschen. Weiter ist es erfreulich, zu sehen, wie der große Forscher objektiv beobachtet und aus dem Gesehenen seine Schlüsse zieht, ein erfreulich



Zahns einfaches Mikroskop aus dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts. Vergrößerung etwa 14malig.

Bild in jener Zeit der geheimnisvollen Spekulationen. Leeuwenhoek forschte, um sein Wissen zu bereichern, Bonanni und ähnliche Geister, um eine weithergeholte philosophische Theorie auf eine solide Basis zu setzen — der Lauf der Jahrhunderte hat entschieden, wer recht hatte und gezeigt, daß es nur einen Weg zum Wissen gibt, den induktiven."

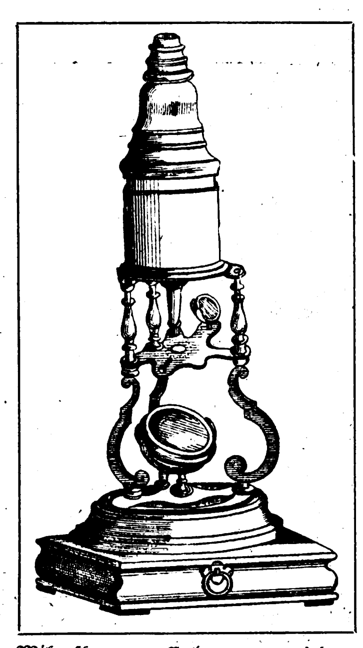


Zahns zusammengesetzte Mikroskope. Vergrößerung etwa 100fach.

Die induktive Methode nennt man diejenige Behandlungsweise, wobei man aus einzelnen Erfahrungssätzen Gesetze oder Obersätze (Prämissen) zu ziehen sucht, entgegen der deduktiven Methode, nach welcher man Prämissen aufstellt und von diesen aus weiter schließt. Leeuwenhoeks naturwissenschaftliches Verfahren ist in doppelter Hinsicht bedeutsam. Er forscht aus Liebe zur Sache und um der Bereicherung des eigenen Wissens willen. Er geht also nicht von irgendwelchen theoretischen oder gar dogmatischen Voraussetzungen aus, die durch seine Arbeit bestätigt werden sollen.

Da es sich hier nicht um die Darstellung der Entwicklung des Mikroskopes handelt und weiterhin auch nicht um die Schilderung der damit erzielten Einsicht auf den

verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaft, soll nur in groben Umrissen gezeigt werden, welchen handgreiflichen Gewinn das Leben aus diesen Forschungen zog. Einige Abbildungen mögen andeutend zeigen, wie sich dieses wichtige Instrument allmählich entwickelte.

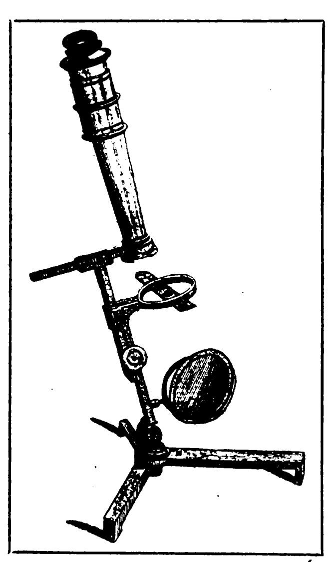


Mikroskop von Culpepper aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.

In seinem Buche „Die Entdeckung der Krankheitserreger" schreibt J. Grober: „Wir würden noch heute fast nichts von den Bakterien wissen, wenn der stille Jenaer Gelehrte Ernst Abbe nicht ein theoretisch errechnetes Mittel gefunden hätte, dem mikroskopischen Bilde helles, weißes Licht zuzuführen, wenn nicht Robert Koch in Wollstein die in der Luft schwebenden Keime auf einer durchschnittenen Kartoffel hätte wachsen sehen. Solche Dinge werden zum Ausgangspunkt völkerumfassender Lehren: stete und zähe Beharrlichkeit beim Verfolgen des einmal gesteckten Zieles, eiserner Fleiß und enge Verbindung mit allen Naturwissenschaften hat uns den Siegeszug gehen lassen, auf dem wir uns jetzt befinden."

Karl Zeiß in Jena hatte erkannt, daß eine Verbesserung

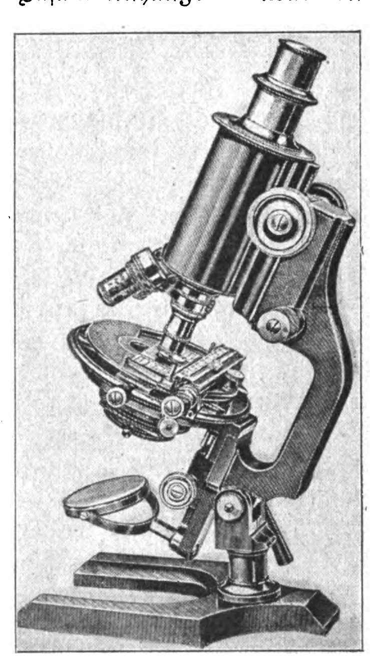
der Leistungen der Mikroskope nur auf mathematischer Grundlage möglich sei. Er ersuchte Ernst Abbe, sich damit zu beschäftigen, und das Ergebnis waren neue Anschauungen, die für die Konstruktion der Mikroskope umwälzend wurden. Ein lehrreiches Beispiel segensreicher Zusammenarbeit strenger Wissenschaftlichkeit und der Praxis. Der Weltruf der optischen Zeißwerke in Jena nahm damit seinen Anfang. Für das Leben ergab sich ein nicht zu überschätzender Gewinn.



Mikroskop von Adams aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Heute kennen wir, dank dem Ineinanderarbeiten verschiedener Bestrebungen, die im Mikroskop zu beobachtenden Krankheitserreger des Typhus, der Ruhr, der Cholera und viele andere dem menschlichen und tierischen Körper gefährliche Mikroorganismen. Wer kennt nicht das schreckhafte Wort: Pest, diesen Sammelnamen früherer Jahrhunderte für eine Reihe unfaßbarer Erkrankungsformen. In einer Stadt des Mittelalters brach die „Pest“ aus. Man fand einen gewissen Zusammenhang der Erkrankung mit dem Brunnenwasser. Da man nicht zu allen Zeiten an dieser Krankheit litt, mußte jemand die Brunnen vergiftet haben. Wer konnte dieser Verruchtheit leichter bezichtigt werden als die gehaßten

Juden? Zum Apparat der Rechtspflege jener Zeiten gehörte die Folter. Vom Henker gepeinigt, gestanden die Gefolterten die Tat und fanden ihre Strafe. Und wie verhielt sich der wahre Zusammenhang? — Was wir heute erst erforschten, wußte man damals nicht. Der Typhuserreger fand seinen Weg durch die Aborte in den oft verhängnisvoll nahe daneben angelegten Brunnen. So ward man auch die Cholera nicht los, da man noch nicht wissen konnte, daß ihre Vibrionen, im Kot der Menschen ausgeworfen, immer wieder zur Ansteckung führten.



Modernes Mikroskop von R. Winkel, Göttingen.

Fand man in den geweihten Behältern der mittelalterlichen Kirchen blutrot gewordene Hostien, so entstand der Verdacht, daß die Juden sie mit dem Blut gemorderter Christenkinder befleckt, oder die Hostien unter frevelhaften Zaubersprüchen und Durchstechen mit Nadeln zum Bluten gebracht hätten. Man erschrak bis ins Mark vor dem „Wunder des blutenden Brotes", der „blutigen Hostie", oder der roten Milch, die durch ihr Erscheinen die Menschen erregten. Man

sah darin eine Ankündigung des Weltunterganges, des Jüngsten Gerichtes, wohl hauptsächlich deshalb, weil man bei den Propheten des Alten Testamentes Stellen fand, wo es hieß, es gäbe am Jüngsten Tag Blut und Feuer als Vorzeichen zu sehen. Man suchte nach den Menschen, die Gottes Zorn heraufbeschworen, und geriet auf die Juden. Wieder bekam der Henker zu tun, und Tränen und Blut mußten fließen.

Was wissen wir nun heute von dieser Erscheinung? Es war ein winziger Pilz, Micrococcus prodigiosus, der unter Bildung eines blutroten Farbstoffes auf dem guten Nährboden der stärkemehlhaltigen Hostie die günstigsten Lebensbedingungen gefunden hatte.

Zum erstenmal wurde 1819 von Sette in Padua dieser Vorgang naturwissenschaftlich beschrieben und vollständig einwandfrei durch Ehrenberg 1848 dargestellt. Und trotzdem erhielt sich die abergläubische Auffassung und die Furcht vor blutigem Brot bis 1851. Damals brachte man in Berlin die eben grassierende Cholera damit in Zusammenhang. Ehrenberg bot alles auf, um diesem Wahn, der die Menschen Jahrhunderte geängstigt und Mord und Totschlag im Gefolge hatte, zu bekämpfen.

Welch segensreiches Wirken verdanken wir allen in den Naturwissenschaften tätigen Männern, die im Zusammenarbeiten die Menschheit davon erlösten, Gottesurteile wie Bahr- und Blutproben oder Folter zur Erhellung dunkler Beziehungen anwenden zu müssen! Diese Verdienste werden nicht geringer, wenn man bedenkt, daß in den Anfängen der einzelnen Forschungen niemand ahnen konnte, wozu die Ergebnisse führen würden. Wie sollte Leeuwenhoek, als er die rollenden Blutkörperchen im Schwanz der Kaulquappe wahrnahm und beschrieb, daran denken, daß Jahrhunderte nach ihm im Zusammen-

hang mit der weitergeförderten Blutuntersuchung der Ärzte und den Errungenschaften der Chemie und Technik seine Beobachtungen nicht nur dem Mediziner, sondern auch als „gerichtliche Chemie" im Dienste der Rechtspflege unentbehrlich werden und segensreich wirken können? Dies war ihm so wenig möglich wie die Voraussicht der Entwicklung der modernen Bakteriologie mit all ihren weitgreifenden Folgerungen, nachdem er die ersten „lebenden Tierchen" in der Mundhöhle gefunden hatte. Glied an Glied mußte sich dazu erst aneinanderreihen.

Nach P. Jeserich, dem wir hier folgen*, ist die Wissenschaft der gerichtlichen Chemie noch jung und erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden. Bis dahin kam es zu manchem Irrtum in der Rechtsprechung, ja öfter sogar zu Justizmorden. Das war nicht zu vermeiden, da verschiedene wissenschaftliche Fächer im Zusammenwirken mit der Technik erst in schwerer Arbeit zur Entfaltung gelangten. Als die Chemie bereits fähig war, die in der Natur vorkommenden Stoffe durch ihr gegenseitiges Verhalten, durch ihre Reaktionen, festzustellen, ist im besten Glauben noch manch falsches Urteil gefällt worden. So gibt es Körper, die heute sicher als Fäulnisgifte bekannt sind, die mit den furchtbaren, selbst in kleinsten Mengen tödlich wirkenden Pflanzengiften in ihrem Verhalten, ihren Reaktionen und Wirkungen derartig übereinstimmen, daß man sie Jahrzehnte hindurch nicht voneinander zu unterscheiden vermochte. Überall da, wo stickstoffhaltige Nahrungsmittel sich zersetzen (Wurstgift, Fischgift und so weiter), wo tierische Substanzen faulen (Leichengift), können sie entstehen. Wo

* Der Siegeslauf der Technik, herausgegeben von Max Geitel, 3 Bde. Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

sie aber entstehen, ohne in ihrem wahren Wesen erkannt zu sein, wurden sie nur allzuleicht mit ihren Verwandten aus dem Pflanzenreich, den Alkaloiden, verwechselt und haben dann oft zur Annahme von Vergiftungen geführt, obwohl solche nicht vorlagen. Heute sind solche Irrtümer ausgeschlossen.

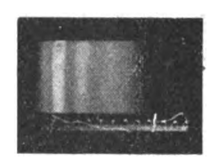
Die Mütter des großen Astronomen Johannes Kepler war auf ihre alten Tage als Hexe angeklagt worden. Kepler suchte ihr als treuer Sohn bis zuletzt beizustehen, und die gepeinigte Frau starb, nachdem der Prozeß sich jahrelang hingezogen hatte. Aus den erhaltenen Gerichtsakten geht klar hervor, daß die alte Frau nichts weniger war als eine Hexe. Sie hatte einem kränkelnden Mann in bester Absicht alten Wein zu trinken gegeben, den sie in Zinnkrügen aufbewahrte. Was niemand damals wissen konnte, war die Folge gewesen: der ohnedies Leidende siechte an Bleivergiftung dahin.

Die neuere Forschung erkannte nicht nur den Aufbau aller Stoffe, die als Gifte für den Gerichtschemiker von Bedeutung sind, man fand sogar Reaktionen, durch die sie noch in weniger als dem tausendsten Teil eines Gramms mit vollster Sicherheit nachgewiesen werden können. Die gerichtliche Chemie kann aber auch andere Merkzeichen festlegen, die für die Überführung des Täters wertvoll sind, und manches Verbrechen fand dadurch seine Sühne. Es gelingt, Spuren der Hand, die man am Tatort fand, zu fixieren und photographisch zu vergrößern.

Solange die Blutuntersuchung mit dem Mikroskop vorgenommen wurde, war man zur Darstellung des darin zu Sehenden auf die Hilfe des Zeichners angewiesen. Da bei dieser Wiedergabe Täuschungen möglich waren, wurde die Hilfe des mikroskopischen Befundes von der Kriminaljustiz nicht unbedingt anerkannt. Da bot die

Photographie ihre Hilfe. Es wurde eine Verbindung des Mikroskops mit einer belichtbaren Platte hergestellt; so entstand die Mikrophotographie. Da eine mechanische Vergrößerung dieser Aufnahmen möglich war, konnte das Bild des untersuchten Blutes jedermann vorgelegt werden. Das wirkte auf Richter und Schöffen überzeugend. Hier kam in ungeahntem Sinne das Sprichwort zu Ehren: „Die Sonne (das Licht) bringt die Wahrheit an den Tag."

Welch ein vielstufiger und langer Weg von Neros Smaragd über die Zusammensetzungen von Linsen zum Mikroskop und dem technisch hochentwickelten photographischen Apparat!

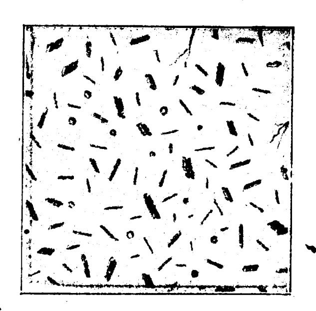


Spektrum kohlenoxydhaltigen Blutes, das einem bei einem Brand Erstickten entnommen wurde.

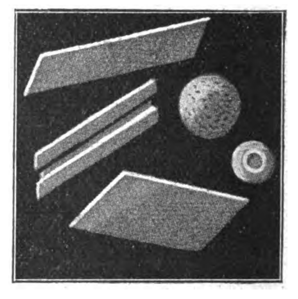
Bei Mordtaten wird das in Fingerabdrücken niedergelegte Belastungsmaterial noch sehr erheblich verstärkt, wenn nachgewiesen werden kann, daß diese Abdrücke von Menschenblut herrühren. Anfangs mußte man sich begnügen, die elementarsten Bestandteile des Blutes — Eisen und Stickstoff — als solche nachzuweisen. Daß dieser Beweis nicht bindend war, ist verständlich. Da baute man Spektralapparate, mit deren Hilfe das weiße Licht in seine farbigen Bestandteile zerlegt werden konnte, und fand, daß jeder Farbstoff ganz bestimmte dunkle Streifen, die nur ihm zukommen, im Spektralband aufwies, und stellte nun diese charakteristischen Streifen auch für das Blut fest. Diese Streifen hatten noch die Eigenschaft, daß sie bei Behandlung des Blutes mit sauerstoffentziehenden Agentien zu einem einzigen Bande vereint wurden, und man ermittelte weiter, daß dies einzig und allein nicht geschah, wenn das Blut kohlenoxydhaltig war. So besaß

man nicht nur einen vorzüglichen Nachweis von Blut im allgemeinen, sondern man konnte auch Kohlenoxydvergiftungen leicht und sicher durch das Spektroskop erkennen.

Um alle diese Errungenschaften auch nur einigermaßen faßlich darzustellen, müßten die Gebiete der Physik,



Hämatinkristalle und menschliche Blutkörperchen.

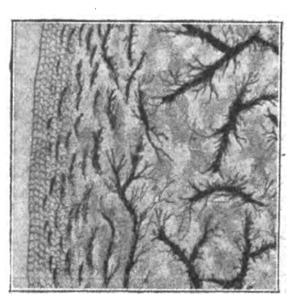


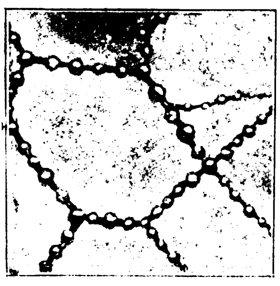
Hämatinkristalle im Größenverhältnis zu den Blutkörperchen.

Mathematik, Optik, Chemie, Mechanik und Technik herangezogen werden. Dabei würde sich immer wieder erweisen, wie vieles im einzelnen mühsam und entsagungsvoll erarbeitet werden mußte, und welch wertvolle Erkenntnisse von einzelnen Forschern erworben wurden, die während ihrer Tätigkeit an ihre spätere Verbindung mit anderen Errungenschaften nicht im entferntesten denken konnten.

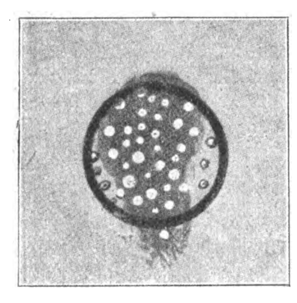
Die fortschreitende Vervollkommnung der Mikroskope mit ihrer weitgehenden Vergrößerungsmöglichkeit erlaubte erst die Darstellung der das Blut nachweisenden Hämatinkristalle. Diese aus den kritischen Flecken der Mordinstrumente, der Kleider durch Kochen mit Eisessig gewonnenen Kristalle geben ein eigenartiges unver-

geßliches Bild. Weitere Forschungen ergaben, daß die im Blut gefundenen Formelemente durchaus nicht bei allen Tierarten gleich, sondern je nach Art und Gattung wesentlich verschieden sind. So haben die Amphibien, die Fische, die Vögel langgestreckte ellipsoidale Blutscheiben, während diese bei sämtlichen Säugetieren mit Ausnahme des Kamels und des Lamas kreisrund sind. Als man nach weiterer Vervollkommnung der mikroskopischen Meßinstrumente entdeckte, daß die verschiedenen Säugetiere sich durch die jeweils andere Größe ihrer Blutscheiben voneinander unterscheiden, da war wieder ein großer Schritt getan. Nun konnte kein Mörder, an dessen Kleidern oder an dessen Mordinstrument man Blutflecken fand, mehr behaupten, das Blut rühre vom Schlachten eines Tieres her. Einem unschuldig Verdächtigten vermochte diese Untersuchungsmethode die Ehre und das Leben zu retten. Ein schwer mißhandelter Mann, bei dem allerdings keine äußerlich sichtbare Verletzung nachzuweisen war, warf Blut aus. Nun wurde ihm nachgesagt, er habe Taubenblut getrunken, um den Anschein einer inneren Verletzung vorzutäuschen. Nacheinander be-

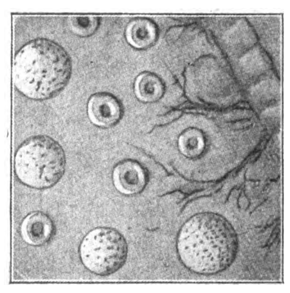

Querschnitt durch einen Blutfleck.


Maschenwerk der Blutfasern.

stätigten vier Ärzte, es sei Taubenblut gewesen, das der Mann ausgeworfen hatte. Nach einem Jahr wurden Reste des bei Gericht aufbewahrten Blutes nochmals untersucht und nachgewiesen, daß es menschlicher Herkunft war. In einem anderen Falle stand ein Knecht in dringendstem Verdacht eines Raubanfalles. Ein Blutfleck an seinem Rock schien verdächtig. Nach Angabe des



Vergrößerter Blutfleck mit erkennbaren Blutkörperchen.



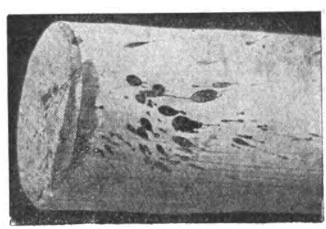
Derselbe Blutfleck. Ein stärker vergrößerter Teil mit roten und weißen Blutkörperchen.

Angeklagten hatte er beim Schlachten einer Kuh mitgeholfen, und es konnte einwandfrei festgestellt werden, daß dies auf Wahrheit beruhte. Die Blutuntersuchung ergab jedoch das Vorhandensein von Menschen- und Tierblut, worauf das Geständnis der Tat erfolgte.

Zwei Brüder gerieten in einen Mordverdacht. In einem Stall, der ihnen gehörte, fand sich eine blutbefleckte Tafel. Die beiden Angeklagten sagten aus, daß es Ziegen- und Hammelblut sei, und beteuerten ihre Unschuld. Die Blutprüfung bestätigte die Wahrheit ihrer Angaben, und die Unschuldigen waren gerettet.

Zu den großen Erfolgen der Mikroskopie gesellten sich, nun noch immer bedeutsamer werdend, die der Photo-

graphie, die es ermöglichen, durch das Mikroskop gemachte Beobachtungen im Bild festzuhalten. Jeserich hat 1879 seine ersten „Kriminalphotogramme“ aufgenommen. Die Abbildungen auf Seite 161, 162, 163 und 164, zeigen eine Anzahl von ihm ausgeführter Aufnahmen. Richtern und Geschworenen kann seitdem ein anschauliches Bild vorgelegt werden, und die im Photogramm bewirkte Festlegung ist als stets nachprüfbares Beweismaterial zu benützen. —



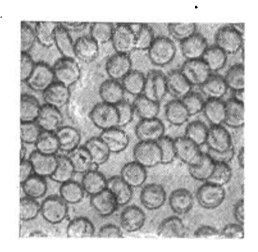
Blutspritzer an einem zum Mord benutzten Mantelholz.

Weitere Methoden erlauben noch überraschendere Blutproben. So stellte Jeserich an einem Kleidungsstück fest, daß sich Schweine-, Rind-, Reh- und Menschenblut daran befand. Die Lösung dieses Rätsels bot sich ihm erst in der Schwurgerichtsitzung. Der als Mörder Angeklagte war Fleischer und Wilddieb.

Unter Anwendung der Mikrophotographie gelang es wiederholt, hartnäckig leugnende Verbrecher zu überführen. Oft hat ein Haar des Ermordeten, das sich an den Kleidern des Täters fand, oder eine Faser von seinen Kleidern zur Überführung gedient. Oft fanden sich an den Kleidern oder unter den Fingernägeln des Beschuldigten Haare oder Fasern vom Kleide seines Opfers.

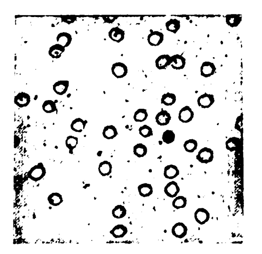
Die Untersuchung der Haare verdankt man der vergleichenden Naturwissenschaft, die sich um Entwicklungsprobleme bemüht. Mögen diese Forschungen dem Laien auch nutzlos erscheinen, so erweist doch die Verwendung ihrer Ergebnisse für die praktischen Zwecke der Kriminaljustiz ihren hohen Wert.

Jeserich erbrachte in einem schwer aufzuhellenden Mordprozeß den Nachweis, daß ein leer und frei in der Spree schwimmend gefundener Reisekorb, der nachweisbar dem Angeklagten gehörte, zum Transport einer zerstückelten Kindesleiche benutzt sein mußte, denn in ihm fanden sich gleichgeartete und gleichgefärbte Fasern, wie an der Schürze des ermordeten Kindes.



Mikroskopische Vergrößerung von Menschenblut.

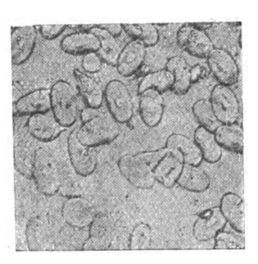
Ein Einbrecher hatte sich durch eine Maske unkenntlich gemacht, und die Beraubte hatte ein Stück dieser Maske abgerissen. Als man nun bei dem Verdächtigen Haussuchung hielt, fand man Reste, die mit dem abgerissenen Stück zusammenpaßten und denselben Webefehler, der im Überschlagen zweier Fäden bestand, zeigten. Noch vieles ähnliche ließe sich anführen, wobei in der Kriminalrechtspflege die Photographie und Chemie in Anspruch genommen werden, um Fälschungen aller Art nachzuweisen.



Mikroskopische Vergrößerung von Ziegenblut.

Das alles sind handgreifliche Beweise dafür, in welcher Weise die vielgestaltige Forschung dem Leben dient, und es fällt nicht schwer, einzusehen, daß diese Ergebnisse einander nicht nur in geschichtlich weit auseinanderliegenden Zeitabständen folgten, sondern auch zu begreifen, daß einzelne Forscher wohl Wege bahnten, ohne dabei bestimmten Zielen

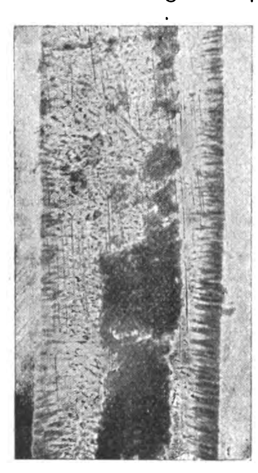
zustreben zu können. Wohl ahnte man schon zur Zeit des jüngeren Plinius im ersten Jahrhundert nach Christus, „daß an feuchten Orten ganz kleine Tierchen wachsen, die man nicht mit den Augen wahrnehmen kann, die mit der Luft durch Mund und Nase in den Körper gelangen und schwere Krankheiten hervorrufen". Wie viele Arbeit auf allen Forschungsgebieten mußte aber seitdem noch geleistet werden, bis Leeuwenhoek 1675 mit seinem primitiven Linsenapparat die ersten „lebenden Tierchen" nachweisen konnte, bis Henle 1840 über Mikroorganismen und ansteckende Krankheiten schrieb, und sein Schüler Robert Koch und seine Nachfolger in den siebziger und achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts Bakterien als Erreger vieler Erkrankungsformen feststellten. Wie weit hatte man sich dadurch von der Auffassung früherer Jahrhunderte entfernt, da man 1348 glaubte, die „Pest" entstünde durch „Einwirkung der Himmelskörper, der Gestirne, oder um unserer ungerechten Handlungen willen, die der gerechte Zorn Gottes zur Züchtigung über die Sterblichen verhängt". Langsam und schwer setzten sich seit dem vierzehnten Jahrhundert Seuchenabwehrmaßregeln durch.



Mikroskopische Vergrößerung von Froschblut.

Eine wahre Geißel der Menschheit ist die Tuberkulose. Es war der französische Arzt Villemin, dem es 1865 gelungen war, die Tuberkulose vom Menschen auf das Tier zu übertragen; damit war im allgemeinen der Beweis einer Infektionskrankheit erbracht. Man lernte die Erreger der Malaria, der Cholera, der Schlafkrankheit, der

Wundinfektionskrankheiten, der Diphtherie, der Tuberkulose und des Wundstarrkrampfes kennen. Wenn auch die auf diesen Forschungsergebnissen aufgebaute Heilserumbehandlung und die Impfungen nicht allen gehegten Erwartungen entsprachen, so dienen diese Erkenntnisse doch in wohltätigster Weise dem Leben des einzelnen und der Volkswohlfahrt. Man vermag die Krankheiten durch Blutuntersuchung festzustellen, es ist möglich, Seuchen der fremden Länder, deren Eintrittstellen und Verbreitungsweisen bekannt sind, von uns fernzuhalten, die bei uns auftretenden Fälle von ansteckenden Krankheiten abzusondern, um der Gefahr für die Umgebung vorzubeugen.



Mikroskopische Vergrößerung eines Menschenhaares.

Bedenkt man, wie viele strebende Kräfte unermüdlich und häufig genug unbelohnt und sogar angefeindet zusammenwirken mußten, um diese bedeutenden Erfolge möglich werden zu lassen, so erfaßt uns ein ehrfürchtiges Staunen vor den Männern aller Jahrhunderte, die in entsagungsvoller Tätigkeit auf sämtlichen Wissensgebieten dazu beigetragen haben. Sie alle haben am Glück der Menschheit gearbeitet, ohne dies jemals versprochen zu haben, da sie wohl alle eine Spur verfolgten, ohne im bestimmten Sinne ein endgültiges Ziel zu erstreben. Wie Grober sagt, haben Tausende geholfen, ungenannte Tausende, den Bau unserer Erkenntnis von der Natur der ansteckenden Krankheiten zu fördern; von nur wenigen

ist der Name bekannt geworden, die anderen wirken fort durch ihre Werke. Emsig haben sie Erfahrung auf Erfahrung, Überlegung und Schlüsse zusammengetragen, fleißig haben sie gesichtet, was brauchbar war, nur der Wissenschaft zu Ehren, dem allgemeinen Wohl zum Nutzen.

Wer in diesen so vieles umfassenden Gebieten nicht tiefer zu sehen befähigt ist, wem die feineren Zusammenhänge nicht faßlich werden, dem wird man niemals überzeugend genug klarzumachen vermögen, wie hart und schwer, wie ungeheuer mühsam und im edelsten Sinne entsagungsvoll wissenschaftliche Erkenntnisse erarbeitet und errungen worden sind und auch weiter erstrebt werden müssen. Noch weniger aber werden oberflächlich Urteilende erfassen, daß allein in strengster Selbstbescheidung, die solche Arbeit fordert und allein wahrhaft zu fördern vermag, der beste Teil ihres Wertes liegt. Wie Schiller sagt:

„Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born."

Weder die reine Wissenschaft noch irgend einer ihrer großen Diener haben jemals der Welt durch ihre Bestrebungen unmittelbar greifbares Glück versprochen. Alle aber dienten dem Wohle der Menschheit. Und es beweist uns die trüb und traurig stimmende Verwirrtheit unserer im Gefühl und Gemüt wunden Menschen, wenn sie sich der Forschung feindlich gesinnt zeigen und Willensbestimmungsformeln von einer Seite erwarten, die diese ihrem innersten Wesen nach nicht zu geben vermag.

Die Neubelebung der deutschen Perlenfischerei

Von Dr. Hans Friedrich

In der Perle sehen wir gewöhnlich das kostbare Erzeugnis einer fernen Zone. Diese Anschauung ist insofern richtig, als der größte Teil der im Handel befindlichen Perlen aus orientalischen Seeperlen besteht. Die Zahl der in deutschen Flüssen gefundenen Perlen ist viel geringer. Diese stammen von der Flußperlmuschel. Sie ist indes mit der Seeperlmuschel nicht verwandt, wie man vermuten könnte. Wie so oft in der Natur, beobachtet man auch hier an entfernten Gattungen nur dieselbe Erscheinung.

Die Flußperlmuschel (Margaritana margaritifera L.) ist ein äußerst empfindliches Geschöpf, das nur in klarem, kalkarmem Wasser gedeiht; daher ist sie vor allem in den Bächen des Urgebirges, in Granit und Gneis zu Hause. Im Bayrischen Wald gab es über hundert, im Fichtelgebirge und im sächsischen Vogtland, im Elstergebiete, je sechzehn Perlgewässer. Dort war die Flußperlmuschel bis in die neuere Zeit vertreten. Außer in seinem Quellgebiet kam sie im Main auch weiter stromabwärts noch vor, so in der Steinach und im Sinn, einem Nebenfluß der Fränkischen Saale. In der aus dem Spessart strömenden Lahr und in der Orb war sie ebenfalls vorhanden, doch fehlte sie im Mittel- und Untermain. Auch in anderen Gegenden Deutschlands gab es Perlmuscheln, auf dem Hunsrück, der Eifel, der Hohen Venn, ja selbst weiter nach Norden, in der Lüneburger Heide.

Die Flußperlmuschel hat wegen ihrer Perlen von jeher das Begehren der Menschen geweckt. Deshalb ist sie im

Bayrischen Wald und im sächsischen Vogtland seit Jahrhunderten gehegt und gepflegt worden.

Im Vogtland übte seit 1621 die Krone die Fischereigerechtsame aus und hielt seitdem an ihr fest, obwohl der Fang nicht mehr lohnte, denn die vogtländische Perlfischerei, die einst hoch in Blüte stand, ging immer mehr zurück. Vom Jahre 1861 bis 1900 fand man insgesamt 4562 Perlen, darunter 2063 von „schönem Wasser", das heißt von guter Beschaffenheit. Auf jedes dieser Jahre entfielen durchschnittlich 114 Perlen, davon 52 helle. Von 1901 bis 1909 betrug die Ausbeute nur 418 Perlen, worunter sich 105 helle befanden, also im Durchschnitt für das Jahr 46 Stück, einschließlich 12 heller Perlen; 1910 wurden nur 10 helle und 16 halbhelle gewonnen. Im Jahr 1911 steigerte sich das Ergebnis wieder; von 77 Perlen im ganzen waren 35 vorzüglich und 27 fanden sich brauchbar. Im Verhältnis zu früheren Jahrhunderten sind diese Zahlen allerdings niedrig, denn 1650, 1681, 1801 und 1842 waren besonders gute Perlenjahre; im erstgenannten wurden nicht weniger als 224 sehr gute Perlen erbeutet.

Der Fischereibetrieb muß so geordnet sein, daß von einer sorgfältigen Hegung, nicht nur von einem ordnungsmäßig Fang der Muscheln gesprochen werden kann. Die Schalen der Tiere müssen durch einen geschickten Griff so geöffnet werden, daß dadurch keine Verletzung entsteht. Man prüft, ob sie Perlen enthalten, und setzt sie wieder ins Wasser zurück, wenn dies nicht der Fall ist. Unter hundert Muscheln enthielt immer etwa nur eine einzige eine Perle. Die Bäche wurden alle zehn Jahre einmal abgefischt. Auf diese Weise gingen alle Muscheln den Fischern durch die Hände und der Bestand der Art blieb auf diese Weise gesichert.

Gute deutsche Perlen stehen den besten orientalischen Seeperlen in nichts nach; sie unterscheiden sich so wenig von ihnen, daß sie auch der beste Juwelenhändler nicht zu erkennen vermag. Die kleinsten nennt man „Perlgries"; die größten können den Umfang einer Erbse erreichen. Solche Stücke wurden jedoch selten gefunden.

Die Flußperlmuschel erreicht ein hohes Alter. Man kann dies nach dem ersten Blick auf ihre dicken Schalen schließen. Da diese Art nur in kalkarmem Wasser gedeiht, besteht ihre Nahrung aus feinen Verwesungsstoffen und allem möglichen Kleingetier. Diese Kleintierarten sind an den Standorten der Perlmuschel nicht reich an Kalk wie an anderen Stellen, wo ihre Reste in Jahrtausenden als Diatomeenerde Teile der Erdrinde bildeten. So läßt sich leicht ermessen, wie lange Zeit solch eine Muschel braucht, um ihre bis sechzehn Zentimeter langen Schalen herzustellen. Man hat übrigens auch Tiere nach dem Fang gezeichnet und nach mehr als fünfzig Jahren fand sich keine sonderlich starke Vergrößerung, trotzdem sie auch heute noch nicht ausgewachsen sind. Darum geht man nicht fehl, wenn man das Alter der Flußperlmuschel auf weit über hundert Jahre schätzt, im Gegensatz zu unseren gewöhnlichen Fluß- und Teichmuscheln, die knapp zehn Jahre alt werden.

Ungeheuer ist auch die Anzahl der Eier. Ungefähr eine Million bringt eine einzige Muschelmutter jährlich hervor, wieder ein Beweis der erstaunlichen Fruchtbarkeit der Natur.

Der Perlmuschel ist dieselbe merkwürdige Brutpflege wie unseren anderen Muscheln eigen. Diese vielen Eier entwickeln sich alle in den Kiemen des Muttertieres. Bei den Teichmuscheln ist ihre Zahl übrigens nicht so groß; sie bringt „nur" 300 000 bis 400 000 Eier hervor. Die

Flußmuscheln sind der jüngste Sproß der Familie. Ihre Eier sind besser geschützt und sie brauchen deshalb nur weniger hervorzubringen. Dieser bessere Schutz wird dadurch gewährleistet, daß die Eihäute miteinander verquellen und sich dadurch Pakete bilden.

Die große Zahl der Eier ist auch deshalb nötig, weil die weitere Entwicklung des Tieres von vielen Zufälligkeiten abhängt. Die Larven bleiben nämlich nicht in den Kiemen der Mutter, wo ihnen der Platz zu eng werden würde. Bald, nachdem sie aus dem Ei geschlüpft sind, werden sie ausgestoßen. Nun müssen sie einen Wirt finden, denn das Leben dieser Geschöpfe ist parasitischer Natur; sie schmarotzern in den Kiemen der Fische, im Gegensatz zu unseren übrigen Teich- und Flußmuscheln, die sich dazu die Flossen aussuchen.

Zum Anhaften besitzen sie ein nadelspitzes Häkchen. Die Stelle der Fischhaut, wo sie eingedrungen sind, überwuchert und bildet dadurch einen schützenden Mantel. So leben die Larven, wohl geborgen, je nach Art und Wärme der Witterung und des Wassers zwei bis acht Wochen lang. Erst als vollständige Tiere verlassen sie durch ständige Bewegung ihres fast keulenförmigen Fußes den Wirt und beginnen nun am Grund des Baches dieselbe seßhafte Lebensweise wie ihre Eltern.

Diese Lebensweise sowie die Bedeutung der Kiemen als Atmungs- und Fortpflanzungsorgane erklären leicht, daß die Perlmuscheln und ihre Verwandten gegen Verschlechterung der Wasserverhältnisse sehr empfänglich sind, diese trat aber überall dort ein, wo die Industrie Fabrikabwässer in die Ströme leitete. Oft bildet der Inhalt des Flußbettes dann nur noch ein in allen Farben schillerndes, schmutziges Mischmasch. Zwar erfolgte nach einiger Zeit eine Klärung, die Selbstreinigung der Flüsse,

besonders wenn gesunde, helle Bäche aus fabrikarmen Gegenden in sie mündeten. In vielen Gebieten blieb aber nicht mehr Zeit genug für die Selbstreinigung; weitere Abwässer ergossen ihren Unrat, und verpestete Nebenflüsse verschlimmerten den Zustand. So ist unterhalb der industriereichen Stadt Ölsnitz die Perlmuschel in der Elster völlig ausgestorben, und zwar seit Jahrzehnten. Das Wasser ist so verunreinigt, daß es trotz der klaren Zuflüsse nicht mehr hell werden kann. Bei Weischlitz, Plauen, Greiz, Berga, Gera und an anderen Stellen, an denen die Elster mittlerweile zum Flusse erstarkt ist, herrschen geradezu trostlose Zustände. Die ehedem reiche Fisch- und Molluskentierwelt dieses Flusses ist so gut wie vernichtet. Einst reichte die Perlfischerei bis an die Grenze von Reuß ä. L. und noch weiter. Es kommen aber heute nur noch die Seitenbäche der oberen Elster als Perlengewässer in Frage. Die wichtigsten sind von rechts: der Mühlhäuser Bach, der Eisen-, Hartmannsgrüner-, Würschnitz-, Görnitzbach und die Trieb; von links der Kessel-, Freiberger-, Ebers-, Trieblerbach und einige kleinere unbedeutende. In diesen klaren Gebirgsbächen lebt dieses seltsame Tier zu vielen Tausenden.

Wie in der Elster, so ging es in Mittel- und Nordwestdeutschland, in allen Industriebezirken, nicht nur bei uns, sondern ebenso in England, Frankreich, Südschweden und Nordamerika, dem einstigen Dorado der Süßwassermollusken, wo es zwei unserer Perlmuschel nahe verwandte Arten gibt.

Überall begann das große Fisch- und Muschelsterben, und keine Hilfe bot sich dagegen, denn die Industrie ist unbeschränkbar. Sie gewährt zu vielen Menschen Unterhalt, so daß ein Schutz für die gefährdeten Wasserbewohner unmöglich ist. Hat man doch an manchen Orten

wegen der Verunreinigung schon die Badeanstalten schließen müssen, weil das verseuchte Wasser Hautkrankheiten hervorrief.

Die Lebensmöglichkeiten unserer Perlmuschel sind in noch höherem Grade als die der übrigen Fluß- und Teichmuscheln von gutem, klarem Wasser abhängig. Gerade in ihren Hauptverbreitungsbezirk, in das Elstergebiet, fällt aber eine besonders gesteigerte Entwicklung der Industrie; auf weiten Strecken reiht sich eine betriebsame Stadt an die andere, da blieb für die Perlmuschel keine Möglichkeit mehr, ihr Dasein zu fristen. Die reichsten Perlenerträge lieferte seit drei Jahrhunderten der oberhalb Ölsnitz in die Elster mündende Görnitzbach, dessen zum Teil hundertfünfzigjährige Muscheltiere die größten, dickschaligsten und formvollendetsten nicht nur Deutschlands sondern Europas und vielleicht der ganzen Erde waren. Diese Auffassung vertritt W. Israel in seinem Werk über die europäischen Süßwassermuscheln. Im Görnitzbach sind die seltenen und kostbaren Tiere durch die Errichtung der Wolframitwerke in Tirpersdorf bei Ölsnitz dem Untergang geweiht worden. Zwar wurden an der Fabrikanlage alle möglichen Verbesserungen vorgenommen, aber die erhöhte Arbeit während des Krieges bewirkte, daß sich alle Vorkehrungen und Kläranlagen als unzureichend erwiesen. Unter den gegebenen Umständen war Rettung undenkbar.

Wo der Flußperlmuschel noch unverdorbene Bäche Aufenthalt bieten, ist sie allerdings noch so zahlreich, daß der Grund mit ihren Schalen wie gepflastert erscheint. Oft lagern sogar mehrere Schichten übereinander.

In Gegenden, wo die Perlmuschel durch Raubjagd ausgerottet war, gelang es, sie mit Erfolg wieder anzusiedeln. Sie schadet ja trotz des Schmarotzertums ihrer

Larve den Fischen nicht, die nur dann eingehen, wenn sie zu dicht davon befallen werden. Das ist aber nur ganz ausnahmsweise der Fall, da viele Larven im gefräßigen Fischmaul verschwinden.

Das in Sachsen seit 1621 bestehende Regal war 1920 noch nicht aufgehoben. Auch im Fichtelgebirge bestand es noch, und die Forstbehörden bemühten sich gewissenhaft, die noch nicht von der Verseuchung des Wassers betroffenen Bestände zu erhalten. Für den Bayrischen Wald wurde das auch dort früher bestehende Regal schon vor Jahren aufgehoben, und die Bäche wurden von habgierigen Menschen ausgeraubt. Doch kommt dort das Tier häufig, namentlich in jüngeren Stöcken vor. Nun hat neuerdings die bayrische Regierung im Verein mit dem Landesfischerei-Verein zwei im Herzen des Bayrischen Waldes gelegene, früher sehr ertragreiche Perlbäche, die Rinchnacher und Schloßauer Ache, gepachtet, sie neu mit Muscheln bevölkert und eine Beaufsichtigung der Bäche gegen Perlendiebstähle und sonstige unbefugte Eingriffe geschaffen. Man hofft, die Perlenfischerei auch im Fichtelgebirge wieder ertragreich zu gestalten. Hoffentlich bleibt der materielle Erfolg nicht aus. Zu begrüßen ist einstweilen der ideelle Wert, der in diesen Schutzgebieten geschaffen wurde. Es muß ja nicht alles zugrunde gehen, was in früheren Zeiten hochgehalten und gepflegt worden ist.

Orientalische Geschichten

Von Adolf Stark

Vor Al-Hadi, den Kalifen, traten zwei Männer, Ali, der Teppichhändler, und Soliman, der Waffenschmied. Ali rief die Gerechtigkeit des Herrschers der Gläubigen an und sprach: „Herr, ich heische Sühne für Frevel. Soliman, der Waffenschmied, hat im Basar seinen Laden neben dem meinigen. Wir sind bis gestern die besten Freunde gewesen. Vor einem Monat kam ein junges Mädchen in meinen Laden, einen Teppich zu wählen. Sie gefiel mir so, daß ich mich nach dem Namen ihres Vaters erkundigte. Ich ging hin, begehrte sie zum Weibe und bekam sie auch. Soliman verspottete mich, weil ich ein Mädchen gewählt hätte, ohne sie vorerst vor meiner Mutter oder meinen Schwestern sehen zu lassen. Er sagt, sie sei gewiß recht häßlich, darum habe ihr Vater sogleich zugestimmt. Am Tage nach der Hochzeit erzählte ich ihm, das Gesicht meiner Frau sei ebenso schön, wie ihre Gestalt schlank und ebenmäßig. Ich sprach die Wahrheit! Er lachte mich aus und sagte, so müsse ich reden, um dem Spott zu entgehen, aber niemand werde mir glauben.

‚Gut‘, sagte ich. ‚Du sollst entscheiden. Verstecke dich hinter dem Teppich, sie wird zu Mittag hierher kommen, und ich werde sagen, daß sie den Schleier ablegen möge.‘ — So geschah es. Als sie gegangen war, verließ Soliman sein Versteck, zuckte den Dolch gegen mich und hätte mich erstochen, wenn nicht auf mein Geschrei Nachbarn gekommen wären, die ihn entwaffneten.“

Soliman erwiderte: „Alles, was Ali spricht, ist wahr,

aber er soll wiederholen, was er gesagt hat, als seine Frau gegangen war, und er mich hinter dem Teppich hervorrief."

„Ich sagte: Gestehst du, daß mein Weib so schön ist, daß keiner sie sehen kann, ohne sie zu lieben, ohne den Wunsch zu haben, sie zu besitzen?"

„Du sprachst die Wahrheit. Da aber nicht zwei Männer ein Weib besitzen können, so sagte ich mir: entweder muß ich aus Sehnsucht nach ihr sterben oder dich töten."

Der Kalif ließ die Männer abführen und sandte nach dem Weibe Alis, die er in sein Harem bringen ließ.

Am nächsten Morgen rief er die beiden vor sich und sprach: „Du hast gesagt, jeder, der dies Weib sieht, müsse vor Sehnsucht sterben, wenn er sie nicht bekäme, und du wolltest Ali töten um des Weibes willen. Nun habe auch ich sie gesehen, und will das Weib behalten."

Marpha wurde die Lieblingsfrau Al-Hadis, und als sie gesegneten Leibes war, schwur er ihr, daß ihr Kind, wenn es ein Sohn sei, nach ihm das ganze Reich erben sollte. Marpha aber gebar Zwillinge, beides Knaben, und die Hebamme konnte nicht angeben, welcher von beiden der Erstgeborene sei, denn sie hatte nicht darauf geachtet, als sie die Kinder in das erste Bad setzte. Da war Al-Hadi betrübt, weil er nicht wußte, wie er den Schwur, das Reich einem ungeteilt zu hinterlassen, halten solle. Er beschloß, die Entscheidung Gott zu überlassen.

Als die Söhne, Said und Harun, achtzehn Jahre alt geworden waren, gab er jedem von ihnen eine Provinz zu verwalten. Der Vater gebot ihnen, nach einem Jahre Rechenschaft abzulegen. Wem Allah die besten Herrschereigenschaften gegeben, der sollte dann sein Nachfolger werden.

Als das Jahr um war, kam Said stolz zu Hofe ge-

ritten. Kamele mit Gold beladen und Sklaven, welche prächtige Stoffe und Kostbarkeiten trugen, brachte er mit.

„Sieh, Vater, das sind die Steuern, welche die Provinz dieses Jahr gebracht hat. Kein früherer Statthalter hat auch nur die Hälfte abgeliefert. Und überdies war heuer ein Jahr des Mißwachses und der Not."

Während er sprach, kam Harun des Weges geritten auf einem alten, halblahmen Esel.

„Wo ist der Tribut?" fragte Al-Hadi.

„Es war ein Jahr des Mißwachses," erwiderte Harun. „Die Leute sind arm, wie sollten sie da Steuern bezahlen. Ich verkaufte meinen Marstall, um aus seinem Erlös die Ärmsten vor dem Hunger zu erretten."

Da umarmte Al-Hadi seinen Sohn. „Ich kann ruhig sterben. Du mein Sohn, wirst besser regieren, als ich es vermochte. Allah hat entschieden."

Ein Jahr später starb Al-Hadi und ihm folgte sein Sohn Harun. Das Volk aber nannte ihn „Al Raschid", den Gerechten.

Vor Harun al Raschid kam ein Gastwirt mit zwei Reisenden und legte zwei Geldbörsen auf den Boden nieder, die eine dünn und leer, die andere wohlgefüllt. „Gestern spät nachts," so berichtete er, „kamen diese beiden Reisenden zusammen zu mir, verlangten Nachtlager und gaben mir ihre Geldbörsen zum Aufheben. Heute morgen nun behauptet jeder von beiden, die volle Börse sei die seine. Ich kann es nicht entscheiden, denn ich war verschlafen und achtete nicht recht darauf, wer mir die eine, wer die andere übergab."

Der Kalif ließ erst den einen Mann abtreten und fragte den anderen nach dem Inhalt der Börse.

Der antwortete sofort, es seien soundsoviel Goldstücke und soundsoviel Silberstücke gewesen; er wußte genau

jede Münzart anzugeben, und wieviel von jeder in der Börse war.

Als der Kalif fragte, woher er dies so genau wisse, antwortete er: „Herr, jeder Mensch weiß doch, was er in der Tasche hat."

Dann rief der Kalif den anderen vor. Der wußte nicht genau anzugeben, wieviel in der Börse gewesen war; er sagte: „Genau weiß ich es nicht, da ich unterwegs von der letzten Station, wo ich in Gegenwart meines Gefährten das Geld zählte, noch einiges ausgegeben habe." Auch wußte er nicht, welche Münzsorten darin seien, nur so ungefähr konnte er angeben, es seien die und die und die gewesen.

„Nun, Dschaffar, wem würdest du den Beutel zusprechen?" fragte der Kalif den Großwesir.

„Dem ersten," rief Dschaffar. „Er hat ja den Inhalt der Börse genau angegeben."

„Sage du mir, Dschaffar, wieviel Geld und welche Münzsorten hast du im Beutel?" fragte der Kalif.

Der Großwesir überlegte und nannte eine Summe, und die Art der Münzen. Als sie nachher den Beutel öffneten, da zeigte sich, daß er weder die genaue Höhe des Geldes angegeben, noch die Münzsorten richtig bezeichnet hatte.

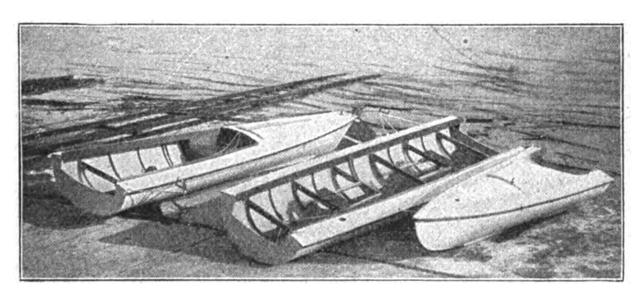
„Sei froh, Dschaffar, daß niemand da ist, der dir deine Börse streitig macht," sprach der Kalif. „Sonst würdest du sie ihm zusprechen müssen. Der Betrüger, der sie behalten wollte und wohl wußte, daß man die Probe auf den Inhalt machen würde, prägte sich die Summe und die Art der Münzen wohl ein, als er dem Gefährten beim Zählen zusah. Der Besitzer aber, der an eine solche Möglichkeit nicht dachte, achtete darauf nicht."

So entschied Harun der Weise und Gerechte.

Mannigfaltiges

Zerlegbare Boote aus Duralumin

Zahlreiche Zuschriften und Anfragen, die wir aus unserem Leserkreise nach der Veröffentlichung eines Aufsatzes über „Faltboote“ erhielten, lassen es annehmen, daß auch das neue „Duraluminboot“ Interesse erregen wird. Unter den verschiedenen Sportarten hat sich bei uns der Wassersport in vorher kaum geahnter Weise entwickelt. Und die heutigen Bahnpreise werden zur Förderung dieser Verkehrsform noch weiterhin in hohem Maße

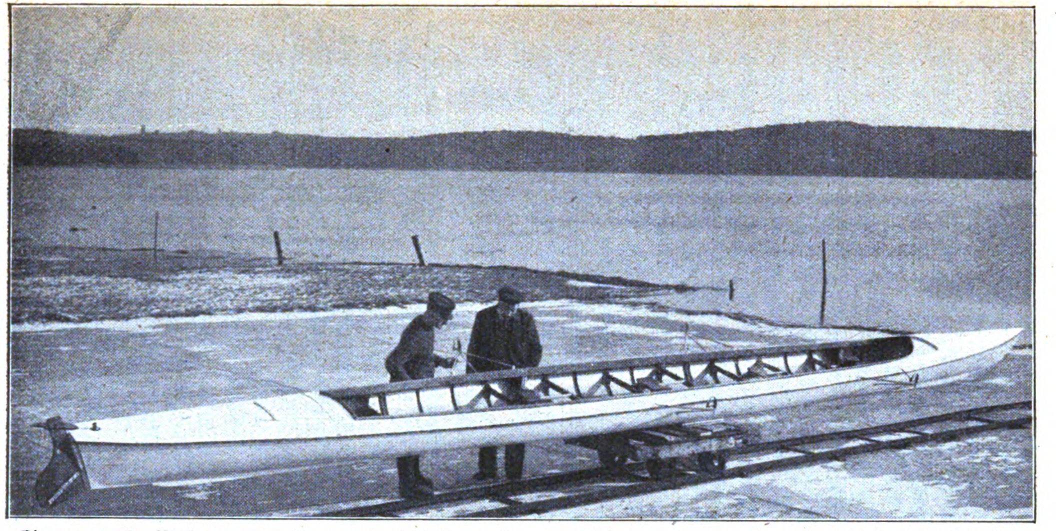


Die drei Teile des Duraluminbootes der Zeppelinwerft.

beitragen. Wenn heute auch ein Kleinauto eine erschreckend hohe Summe kostet, so gibt es doch Fälle, die zur Anschaffung derartiger Verkehrsmittel geradezu nötigen. Man schafft solche Vehikel nicht mehr lediglich als Luxusmaschinen an, denn heute reist man im Lande mit der Eisenbahn so teuer, daß man sich des Vergnügens wegen seltener dazu entschließt. Wer in der Nähe großer Flüsse und Ströme lebt, sehnt sich wohl oft danach, im Boot von einer Stadt zur anderen zu gleiten. Sportvereine hatten es vor der finanziell so unerfreulichen Zeit leicht, ihre großen Boote auf der Bahn befördern zu lassen, wenn man nicht unmittelbar am Wasser wohnte. Auch zur Überwindung von Landstrecken, die zwischen Wasserwegen lagen, empfahl sich der Trans=

port von Booten in Güterwagen. Nun sind die Frachtsummen andauernd gestiegen und damit hat der einst so leichte Verkehr auf dem Wasser eine schwere Hemmung erfahren. Not aber macht erfinderisch. Und so wandten sich Sportkreise an die Industrie, die hier helfend eingreifen sollte. Nun es ist gelungen, diese Schwierigkeiten zu überwinden. Neue, zerlegbare Boote aus Duralumin werden hergestellt, deren einzelne Teile zu geringen Frachtsätzen befördert werden können. Aber auch aus anderen, dem Sportsmann bekannten Gründen sind diese zerlegbaren Boote begrüßenswert.

Duralumin ist als Metallegierung besonders beim Bau von Flugzeugen vielfach erprobt und als wertvoll befunden worden. Die Rümpfe der neuen Boote, ebenso etwaige Schottwände und Verdecke werden aus einer Legierung von Kupfer und Aluminium hergestellt. Das Duralumin hat das gleiche spezifische Gewicht wie das bekanntlich sehr leichte Aluminium, ist diesem Metall aber durch seine hohe Festigkeit, die dem Schiffbaublech entspricht, überlegen. Es besitzt den Vorzug, daß es sich bei harten Stößen nicht verbeult. Eine Eigenschaft, die sonst nur vom Schiffbaublech erwartet werden kann. Boote aus dem neuen Metall sind auch gegen Witterungseinflüsse, sowohl gegen Hitze und Kälte unempfindlich; sie können daher zu jeder Jahreszeit ungeschützt im Freien lagern. Gewiß ein nicht gering anzuschlagender Vorteil. Sodann wird Duralumin weder von tierischen noch pflanzlichen Schädlingen angegriffen. Reparaturen können durch einfache Nietarbeit ausgeführt werden. So vereinigt dieses Metall die Vorzüge des Holz- als auch des Stahlbootes, ohne deren Nachteile zu besitzen. Des geringen Gewichtes wegen erfordern Ruderboote weniger Kraft. Werden Motorboote daraus angefertigt, so ist zum Betrieb eine kleinere Kraft erforderlich, was insbesondere bei schnellen Booten vorteilhaft ist, da hier der Benzinverbrauch ins Gewicht fällt. Bei Segelbooten, besonders bei Schwertbooten, ermöglicht das geringe Gewicht ebenfalls höhere Geschwindigkeit. Begreiflich ist es, daß sich das Duralumin zum Bau von Rettungsbooten für größere Schiffe eignet. In diesem Falle erweisen sich die erwähnten



Ein neues Wasserfahrzeug. Ein aus drei Teilen zusammensetzbarer „Tourenvierer“ aus Duralumin. Hergestellt von der Zeppelinwerft in Friedrichshafen bei Berlin. Das verhältnismäßig leichte Boot kann in einigen Minuten zusammengefügt und wieder auseinandergenommen werden. In die einzelnen Teile zerlegt kann der Transport leicht erfolgen.

Vorzüge dieses Baustoffes als wertvoll. Duralumin rostet nicht und ist in hohem Grade wetterfest.

Sämtliche Ruderboote werden mit eingebauten Luftkästen versehen; die größeren Motorboote sind hinten und vorn abgeschottet. Auf Wunsch werden kleine Motorboote so geliefert, daß sie nicht sinken können.

Der gedeckte Tourenvierer unserer Abbildung ist insgesamt 10,5 Meter lang und 1 Meter breit. In drei Teile zerlegbar, messen die einzelnen Stücke je 3,9 Meter und 2,7 Meter. Das Gesamtgewicht ohne Riemen beträgt 145 Kilo. Vorn und hinten ist das Boot abgedeckt, und diese Teile sind wasserdicht abgeschottet, so daß ein Versinken des Fahrzeuges unmöglich ist. Ebenso ist jeder Bootsteil an der Teilstelle mit wasserdichten Schottwänden versehen. Die Zerlegung sowie die Zusammensetzung ist derartig eingerichtet, daß diese Arbeit in wenigen Minuten vorgenommen werden kann.

Dieses hochwertige deutsche Erzeugnis wird sich auch für die Tropenländer als höchst wertvoll erweisen. B. Lin.

Die „gefütterten" Elemente

Einen hübschen Beitrag zur Volkskunde liefert in seinen „Lebenserinnerungen" der 1920 verstorbene Indologe Leopold von Schröder. Dem alten Professor, der als Witwer in Wien lebte, führte ein in Schwarztal geborenes Mädchen, Rosa Redl, den Haushalt. Eine ihrer Eigentümlichkeiten bestand darin, daß sie sich alle Dinge belebt vorstellte und halb scherzhaft, halb ernsthaft wie zu Menschen mit ihnen redete. Diese Auffassung, sich alles beseelt zu denken, hatte sie in ihrem Elternhause kennen gelernt, in dem uralter Volksglaube noch lebendig geblieben war. Zufällig erhielt Schröder eines Tages Einblick in den Glauben an das Leben der Elemente, in dem Rosa Redl groß geworden. Ein berühmter Inder hatte ihm seinen Besuch angekündigt, und Schröder forderte scherzend das Mädchen auf, auch diesen Gast in der gewohnten vorzüglichen Weise zu verpflegen, obwohl er ein Heide sei. Rosa Redl fragte, ob diese Heiden denn an gar keinen Gott glaubten. Schröder erklärte ihr, daß die Inder viele Götter ver-

ehrten, daß sie Feuer, Wasser und Wind Ehrfurcht bezeugten. So gössen sie Schmalz als Opfer in das Feuer, um es sich freundlich zu stimmen. Da sagte das Mädchen: „Das haben wir zu Hause im Dorf doch auch getan." Und nun erzählte sie, ihre Mutter habe regelmäßig einmal im Jahr, am Abend des 24. oder auch zu Mittag am 25. Dezember, das Feuer auf dem häuslichen Herde sorgsam gefüttert. Es mußte dann von allem, was die Familie aß, etwas übrig bleiben, das schließlich ins Feuer geworfen wurde. Die Mutter tat das immer selbst, und zwar mit der größten Ehrfurcht nach dem gemeinsamen Essen. Beim „Füttern" des Feuers pflegte sie dann wohl auch zu ihm zu sprechen: „Sieh, Feuer, da hast du auch was von unserem Essen! Nun bleib' uns aber auch wieder das ganze Jahr treu!" Recht freundlich und liebevoll hatte sie das immer gesagt. Und wenn dann das Feuer lustig prasselte, dann hatte sie sich gefreut und gesagt: „Schaut's nur, wie es ißt!" Diesen Brauch hatte die Mutter von ihrer seligen Mutter gelernt, die das auch immer zu tun pflegte und an alten Bräuchen festhielt.

Die Mutter, eine arme Frau, mußte jedes Krümchen, das geringste Restchen, dem hungrigen Vieh geben, und auch die Katze versorgen, so bekam das Feuer nur an Weihnachten sein richtiges „Futter".

An diese weihnachtliche Feuerspeisung hielten sich auch die anderen Dorfbewohner, denn man glaubte, das Feuer werde sich rächen, wenn man es das ganze Jahr lang leer ausgehen ließe. Einmal, so ging die Rede, belauschte man zwei Feuer, die miteinander sprachen. Das eine sagte: „Ich bekomm' in meinem Hause nichts zu essen." Das andere aber sprach: „Ich bekomme immer was von allem, was meine Hausleute zu essen haben." Da flammte das erste Feuer zornig empor und rief: „Ich werde ausfahren!" Und tatsächlich brach bald darauf in dem betreffenden Hause ein großer Brand aus.

„Beim Herrn Professor," sagte Rosa Redl, „brauche ich das Feuer nicht nur zu Weihnachten zu füttern. Es bekommt eh' genug. Ich geb' ihm immer ab und zu was zu essen. Da kann's schon zufrieden sein."

Übrigens bekam in des Mädchens Heimat und Elternhause zugleich mit dem Feuer auch das Wasser im Brunnen etwas zu „essen", damit es nicht versiege und verschwinde, sondern dem Haus treu bleibe. Es wurden dann Nüsse oder andere saubere Dinge, die das Wasser nicht verunreinigten, in den Brunnen geworfen, wobei man die Worte sprach: „Nun bleib' uns auch treu durchs ganze Jahr!" Ebenso pflegte man den Wind zu „füttern", wenn er gar zu unruhig ging und dadurch kundzugeben schien, daß er ungnädig sei. Das Opfer, das man ihm darbrachte, bestand in Mehl, das man entweder in die Luft streute oder auf einen Teller tat, den man ins Freie stellte. Als einmal in Wien der Wind tüchtig wehte, schüttete Rosa Redl nach alter Gewohnheit etwas Mehl zum Fenster hinaus. Da es jedoch den unten Wohnenden an die Scheiben flog, schämte sie sich dieses alten Brauches und übte ihn von da an nicht mehr.

Diese Volksbräuche waren einst weit verbreitet und sind wohl noch nicht völlig vergessen. Adolf Wuttke schildert in seinem 1860 erschienenen Werk: „Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart" vieles derartige. Die Naturelemente: Feuer, Wasser, Luft, Erde, wurden von den heidnischen Deutschen zwar nicht als Gottheiten betrachtet, aber doch als die Wirkungsgebiete einzelner Götter heilig gehalten. Das Feuer, besonders als Herdfeuer, war und ist jetzt noch Gegenstand der Ehrung, am meisten bei den Slawen. In Böhmen nennt man das Feuer gern „Gottes Feuer" und hütet sich scheu vor aller Verunreinigung und Verunehrung. Das Wasser in Flüssen und Quellen wurde von den alten Deutschen hoch geehrt; man betete an den Ufern der Flüsse und an den Quellen, zündete Lichter an und stellte Opfergaben hin. Zu Pfingsten schmückte man die Brunnen mit Kränzen, Bändern und tanzte um sie herum. Ins Wasser darf man nicht spucken oder es sonst verunreinigen; Kinder dürfen nicht Steine in den Brunnen werfen, denn es ist Gottes Auge darin.

In Tirol wurden noch am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die „Elemente gefüttert", indem man am Weihnachtsabend Mehl in die Luft streute, etwas von einer Speise in die Erde vergrub, in den Brunnen und ins Feuer warf. Im Achental

wurde noch in neuerer Zeit am Vorabend des Heiligen-Dreikönigs-Festes Nudeln aufs Hausdach gelegt; im Salzburgischen wurde am Abend des Sonnenwendtages von dem Brei der Mahlzeit etwas ins Feuer und in ein fließendes Wasser geworfen, etwas in die Erde gegraben und auf das Dach gelegt und so den Winden preisgegeben. Am Heiligen Abend „fütterte" man das Wasser; in Böhmen sprach man dazu: „Brünnlein, genieß mit uns das Festmahl, aber dafür gib uns Wasser in Fülle." Noch am Anfang des vorigen Jahrhunderts wanderten um den Sankt-Veits-Tag am 15. Juni viele Landleute des nördlichen Böhmens nach dem Riesengebirge zu den sieben Quellen der Elbe, um dort dem Fluß ihre Verehrung zu bezeugen. In Schwaben, Tirol und der Oberpfalz wurde bei heftigem Sturm der Wind „gefüttert", indem man ihm eine Handvoll Mehl entgegenwarf; dazu sprach man: „Für den Wind und sein Kind", „Da, Wind, hast du Mehl für dein Kind, aber aufhören mußt du." Eine andere, in der Oberpfalz gebräuchliche Formel lautete: „Wind und Windin, hier geb' ich dir das deine! laß du mir das meine." Diese doppelte Anrede bezog sich einst auf Wodan und Frigga. Seit dem Zurücktreten der heidnischen Götter in der christlichen Zeit, zu denen die Elemente in Beziehung standen, nahm diese Ehrung einen täuschenden Schein wirklicher Naturverehrung an. Und die Bräuche erhielten sich noch viele Jahrhunderte hindurch, nachdem die alten Götter längst vergessen waren. K. v. T.

Die Wichtigkeit der Bodenbakterien

Im Erdboden, zumal in dem unserer Äcker, Wiesen und Wälder, wimmelt ein ungeheures Heer von zahllosen winzigsten Lebewesen, größtenteils den Bakterien, auch schimmelartigen Pilzen und anderen zugehörig. In jedem Gramm des Bodens lassen sich nach dem Plattenverfahren eine oder mehrere Millionen lebensfähiger Keime nachweisen, ungezählt dabei diejenigen, die auf der Gelatine- oder Agarplatte nicht fähig sind, sich zu vermehren. In tieferen Bodenschichten, einen oder mehrere Meter unter der Oberfläche, läßt ihre Zahl, wegen mangelnder Lebensbedingungen, wesentlich nach. Ganz bedeutend gefördert wird ihre Vermehrung

durch Kalken des Bodens; durch Beigabe von Ätzkalk oder kohlensaurem Kalk, etwa ein Prozent, erfährt jene Zahl eine starke Vermehrung, auf das Fünfzig- bis Hundertfache. Ihre Lebenstätigkeit erzeugt im Boden vielerlei organische Säuren, dabei sind sie aber selbst säureempfindlich; der Kalk stumpft die Säure ab, daher die mächtige Wachstumsförderung. Ihre für den praktischen Pflanzenbau ungemein wichtige Tätigkeit, die naturgemäß von Außenbedingungen, wie Temperatur, Wassergehalt, Luftzutritt oder -abschluß, sowie von dem Vorhandensein von Nährstoffen einschließlich der Mineralsalze abhängig ist, kann man im wesentlichen nach dem einen Gesichtspunkt betrachten und einteilen: nach dem Kreislauf des Kohlenstoffes und des Stickstoffes. Zu wahrhaft bedeutenden Leistungen in diesen Stoffumsetzungen befähigt sie ihre gerade durch die enorme Kleinheit bedingte rasche Vermehrungsfähigkeit. Stickstoff gelangt vielfach in den Boden in Gestalt organischer eiweißartiger Verbindungen. Diese werden von den Fäulnisbakterien abgebaut, bis zu Ammoniak herunter. In jedem normalen Boden finden sich die Nitro- (das ist salpeterbildenden) Bakterien, welche durch einen eigenen Atmungsvorgang Ammoniak zu Wasser und Salpetersäure oxydieren. Obwohl die Pflanzenwurzeln auch Ammoniaksalze aufnehmen, und die Pflanzen solche verarbeiten können, scheinen doch die Salpetersalze (Nitrate) die ihnen zusagendste Stickstoffquelle zu sein; freilich werden sie auch am leichtesten ausgewaschen, können auch der „Denitrifikation" unterliegen, das ist eine durch Bakterien bewirkte Zersetzung, wobei ihr Sauerstoff zur Atmung verwendet wird, während der Stickstoff gasförmig entweicht. Solche Verluste sind dem Pflanzenbau sehr unerwünscht, aber schwer zu vermeiden. Andere Bakterien haben die ebenso interessante, als höchst willkommene Eigenschaft, Stickstoff aus der Luft herabzuholen, so daß er dem Pflanzenbau zugute kommt; solcher Arten kennen wir zwei Gruppen, die „freilebenden" und die „symbiotischen", welch letztere in den „Wurzelknöllchen" der hülsenfrüchtigen Pflanzen leben und diese befähigen, nicht nur auf stickstoffarmem Boden zu wachsen, sondern diesen für die Nachfrucht auch noch mit Stickstoff anzureichern. Während man diese an den Kreislauf

des Stickstoffes anknüpfenden Fragen jahrelang eingehend untersucht hat, ist der Kreislauf des Kohlenstoffes über Gebühr vernachlässigt worden, ist aber, wie man jetzt allmählich anfängt zuzugestehen, nicht minder von Belang. Durch allmähliche Zersetzung aller in den Boden gelangten organischen Substanzen, einschließlich Kohlenstaub, Ruß, Holzkohle, Torf und so weiter, vor allem natürlich Stallmist, Gründüngung, Kompost, Teichschlamm und andere, entwickelt sich ein allmählich aus dem Boden aufsteigender Strom von Kohlensäure (richtiger „Kohlendioxyd"), der schon zuvor im Boden von Nutzen ist, weil in dem kohlensäurehaltigen Bodenwasser viele schwer lösliche Mineralbestandteile, Nährsalze für die Pflanzen, löslicher werden und so den Wurzeln aufnehmbar sind. Über dem Boden breiten aber die Pflanzen ihr Blätterdach aus, bereit, den aufsteigenden Kohlensäurestrom aufzufangen und unter Mitwirkung des Sonnenlichtes zu „assimilieren", indem sie den Kohlenstoff zu Kohlenhydraten (Zucker, Stärkemehl, Zellwandstoff) und diese weiter zu Fetten und Eiweißverbindungen verarbeiten. Die Erkenntnis der Tätigkeit der Bodenbakterien hat zu manchem belangreichen Hinweis für die Bodenbearbeitung geführt. Manche verwickelte Fragen, zum Beispiel die nach den Ursachen und der Beseitigung der „Bodenmüdigkeit" hängen ebenfalls aufs engste mit der Bakterienkunde zusammen. Soviel ist sicher, daß alle organische Substanz im Boden nur durch die Bakterien jene Auflösung erfährt, die sie erst zur Wiederverarbeitung durch die Pflanzen nutzbar macht. Dr. Hugo Fischer.

Was es einmal alles geschlagen hat

Bei der Ausdehnung heutiger Großstädte kommen größere Glocken als Signalgeber zu irgendwelchen Zwecken nirgends mehr in Frage, denn die mit Häusern bebaute Fläche ist so groß, daß man das Läuten der Glocken nicht überall mehr hören würde. Anders verhielt es sich in den alten Städten, wo die Menschen näher im Ring der Mauern beieinander wohnten. Da gab es außer den Kirchenglocken noch eine ganze Reihe bürgerlicher Glockenzeichen, die zur Regelung verschiedener Tätigkeiten diente.

Jede Stadt mit Selbstverwaltung besaß eine Gemeindeglocke, die auch Bann- oder Bürgerglocke hieß. Nach Notwendigkeit rief sie die Bürger zusammen, sei es zur Beratung gemeinschaftlicher Angelegenheiten, oder zur Abwehr plötzlicher Kriegsgefahr. Jeder Bürger mußte einen Eid schwören, der ihn verpflichtete, sich sofort nach dem Zeichen, das die Glocke gab, auf einem bestimmten Platz einzufinden. Diese Glocke führte da und dort deshalb auch den Namen Eidglocke.

Wichtig war auch die Werkglocke, die morgens, mittags und abends den Anfang und das Ende der Arbeit bestimmte. Fast in allen Städten gab es auch noch eine besondere Schmiedeglocke, die abends für Schmieden und ähnliche geräuschvolle Handwerke, deren Lärm für die Nachbarn störend werden konnte, das Ende der Arbeit ankündigte. Der Ton der Ratsglocke rief die Mitglieder der Körperschaft zu ihrer Tätigkeit. Da man nicht gewillt war, unnütz Zeit zu vertrödeln, wurde nach dem Läuten mit dieser Glocke auf dem Rathaus eine kleine Kerze angezündet oder eine Sanduhr aufgestellt. Kam nun ein Ratsherr erst nach dem Abbrennen der Kerze oder dem Ablauf der Sanduhr, so wurde er mit einer Geldstrafe belegt. Eine ähnliche Einrichtung würde sich für die Parlamente vortrefflich eignen.

Die Feuerglocke bestimmte abends die Zeit, wo jeder Hausvater Feuer und Licht zu verwahren hatte. An vielen Orten war sie zugleich Weinglocke, die nach weitverbreitetem Brauch den Gastwirten die Polizeistunde einläutete. Eine Hockersteuer gab es in den vergangenen Jahrhunderten nicht und mit der Polizeistunde nahmen es einzelne Städte scharf. In Speier schienen die Wirte samt ihren Gästen nicht gut zu hören; damit es ihnen nicht leicht fiel, sich beim Überschreiten der Zeit herauszureden und zu behaupten, man habe das Läuten nicht vernommen, ließen die Stadtväter eine halbe Stunde hindurch läuten. Die Speierer nannten diese Glocke „die lange Glocke". In Gegenden, wo man Bier trank, hieß man sie Bierglocke; auch der Schweizer Ausdruck „Stübi" scheint das gleiche zu bedeuten. An manchen Orten war mit diesem Glockenzeichen zu-

gleich die Zeit bezeichnet, nach der man entweder überhaupt nicht mehr oder nur mit einer Laterne auf öffentlicher Straße sich zeigen durfte. Anderwärts wurde hierfür ein zweites Zeichen gegeben, das nach dem vorhergehenden „Garausläuten" den Tag beschloß und daher die „letzte Glocke" genannt wurde.

Das Zeichen für die Schließung der Stadttore abends und ihre Öffnung morgens wurde nicht überall durch eine Glocke, *Torglocke*, sondern häufig durch Hornsignale eines Türmers gegeben. Die *Wachtglocke* bestimmte abends die Zeit, wo die Männer ihre Posten auf der Mauer beziehen mußten, während der Nacht die Stunde der Ablösung und morgens die Zeit, wo die letzte Wache abzog. An den meisten Orten gab es aber bloß eine Ablösung um Mitternacht, so daß zwischen Vor- und Nachwache unterschieden wurde. So erklärt sich die nicht selten genannte *Mitternachtglocke*.

Es gab aber eine *Kehrglocke*, deren Läuten dazu aufforderte, die Straße zu reinigen. Eine *Marktglocke* zum Aus- und Einläuten des Marktes fand sich häufig, ebenso eine *Kornglocke*. Basel hatte eine *Musglocke*, so genannt, weil sie um zehn Uhr vormittags geläutet wurde, wenn die Hausarmen im Almosenhaus ihr Mus abholen sollten.

Um Martini, der einstigen wirtschaftlich bedingten Schlußzeit des Jahres, pflegte man Geldgeschäfte zu ordnen und Zinsen zu entrichten. In Freiburg im Breisgau mahnte die *Zinsglocke* die säumigen Steuerzahler; von Martini bis Weihnachten rief man ihnen zweimal in der Woche durch Läuten ins Gedächtnis, daß es Zeit sei, in die Tasche zu greifen. Wie oft müßte heute die Steuerglocke geläutet werden, wenn dieser Mahnbrauch noch bestände?

So spiegelte sich im Läuten verschiedener Glocken zu bestimmten Zeiten des Tages und der Nacht das öffentliche Leben der Bürger vergangener Jahrhunderte. Wenn ein Verbrecher seinen letzten Weg zur Hinrichtung ging, wimmerte das *Armesünderglöcklein* vom Turm.

Und das waren alles nur bürgerliche Glockenzeichen, zu denen aber noch viele im Laufe des Tages und der Nacht kamen, die

an kirchliche Verrichtungen gemahnten. Und dabei wurde nicht nur der Lebenden, sondern auch der Hingeschiedenen gedacht, für deren Heil man beim Läuten der Armenseelenglocke betete. Im Leben der städtischen Bevölkerung des Mittelalters verging denn auch kaum eine Stunde des Tages und der Nacht, in der nicht Glocken läuteten oder Hornsignale erklangen. P. Öhr.

Bienenstichbehandlung gegen Rheumatismus

Bei allen Bienenzucht treibenden Völkern herrscht unter den Bienenzüchtern die Überzeugung, daß der Imker bald unempfindlich, das heißt giftfest gegen Bienenstiche wird und dann auch gegen Rheumatismus gefeit ist. Daraus entstand die Behauptung, daß rheumatische Leiden durch Bienenstiche geheilt werden können. Ärztliche Untersuchungen darüber wurden zuerst im Jahre 1881 angestellt von Dr. Terk in Marburg (Steiermark). Seitdem haben mehrfach Ärzte, die meist zugleich Bienenzüchter waren, die Bienenstichbehandlung bei Rheumatikern angewandt und sind dabei zu folgenden Ergebnissen gelangt.

Es besteht eine merkwürdige Beziehung des Bienenstiches zum Rheumatismus. Während bei anderen Menschen der Bienenstich eine meist größere Anschwellung hervorruft, bleibt diese bei Rheumatikern aus. Sie verhalten sich also den Bienenstichen gegenüber so, wie die bienengiftfest gewordenen Imker. Die Anschwellung bleibt jedoch nur im Anfang aus, sie kann schon nach dem zweiten oder dritten oder zehnten, aber auch erst nach dem fünfzigsten, hundertsten oder zweihundertsten Stich wieder eintreten. Es folgt also einer ersten Zeit der Unempfindlichkeit eine zweite mit Anschwellung, die dann durch fortgesetzte Anwendung einer verschieden hohen Anzahl von Stichen allmählich in eine dritte Periode der vollständigen Unempfindlichkeit der sogenannten Immunität für Bienengift übergeht. Schon während des zweiten Zeitabschnittes tritt eine entschiedene Besserung der rheumatischen Leiden ein, der im dritten Stadium vollständige Heilung folgt. Allerdings kommt es vor, daß später ein Rückfall der Krankheit eintritt, da die Immunität meist nicht fürs ganze Leben vorhält, wie dies ja auch beim Impfen gegen Pocken der Fall ist.

Die Ausführung der Bienenstichbehandlung ist einfach: Die einem Bienenvolke entnommenen Bienen werden in ein Holzschächtelchen mit Drahtdeckel gebracht. Man erfaßt dann mit einer Pinzette die einzelne Biene und hält sie mit ihrem Hinterleibe an die Haut der gewählten Stichstelle: Arm, Schenkel oder Rücken. Nach erfolgtem Stiche löst sich beim Abheben der Biene der Stachel samt dem ganzen Giftapparate aus dem Bienenkörper los und man kann nun mit bloßem Auge deutlich sehen, wie sich durch ruckweise Bewegungen der Stachel tiefer und tiefer in die Haut hineinarbeitet. Die zum Stechen gebrauchte Biene wird totgedrückt.

Wie die Heilung vor sich geht, ist noch nicht genügend erforscht. An der Stichstelle entsteht ein bedeutend vermehrter Blutzufluß und Entzündung. Dieser gesteigerte Blutumlauf bewirkt nach Professor Dr. J. Langer wohl eine schnellere Wegschwemmung von Krankheitstoffen, es ist jedoch denkbar, daß mit dem Gift vielleicht auch eine abtötende Wirkung auf die dort haftenden Krankheitskeime hervorgerufen wird.

Unzweifelhaft sind überraschende Heilerfolge mit der Bienenstichbehandlung bei rheumatischen Krankheiten erzielt worden. So konnte ein Geiger wegen Rheumatismus in Arm und Schulter seit Jahren seinen Beruf nicht mehr ausüben, wurde aber durch diese Kur wieder völlig arbeitsfähig. Auch in hartnäckigen Fällen, in denen zwar völlige Heilung nicht mehr eintrat, brachte die Behandlung doch Besserung und Linderung der Schmerzen. Aber es handelt sich um eine „Roßkur", zu der ein nicht geringer Grad von Heroismus gehört. Erhalten doch die Patienten meist im Verlauf von einigen Wochen ungefähr zwei- bis dreitausend Bienenstiche. Dies ist der Hauptgrund, weshalb diese Behandlung nicht allgemeiner geworden ist.

Nun hat in neuer Zeit Professor Dr. Joseph Langer den Bienen das Gift entzogen, verdünnt und dann den Patienten eingeimpft; durch diese Methode sind gute Erfolge erzielt worden. Hoffentlich erweist sich diese schmerzlosere Behandlung als erfolgreiche Heilweise für langwierige und schmerzhafte rheumatische Leiden. Dr. Thraenhart.

Knotenzauber

Unter allen sympathetischen Zaubermitteln ist wohl das älteste, zu bestimmten Zwecken einen Knoten zu schürzen oder zu lösen. Man findet diese Form eines höchst primitiven Aberglaubens fast über die ganze Erde verbreitet. Als Rohlfs seine große Reise von Tripolis nach Lagos in Westafrika antrat, beobachtete er, wie ein Kameltreiber mit seinen hinter den Rücken gelegten Händen einen Knoten in einen Halfahalm schlang. Dieser Mann knüpfte damit seine Rückenschmerzen in den Halm fest. Die Kamtschadalen machen Knoten in Riemen und Fäden, um Krankheiten zu bannen. Und die Tahitier sind der Meinung, daß innerliche Schmerzen, besonders „Bauchgrimmen", von Dämonen verursacht werden, die sich im Körper befinden und dort heimtückischerweise in die Eingeweide Knoten binden. Eine andere Kunst verstehen die Zauberer der Lappen. Sie wissen, wie man durch Knotenschürzung das Wetter beeinflußt. Je nachdem ein bestimmter Knoten in einem Riemen gelöst wird, entsteht Wind von mäßiger Stärke bis zum rasenden Sturm und Toben der Elemente.

In Europa ist der Glaube weitverbreitet, daß man durch Knüpfen und Lösen von Knoten allen möglichen Zauber treiben kann. Findet man eine Schnur oder ein Band mit Knoten, so darf man nicht danach greifen, denn in den Knoten könnte irgend etwas „gebannt" sein, etwa eine Krankheit, die jemand los werden wollte, und die nun auf den Finder übergeht. Durch das Schürzen eines Knotens in ein Band, einen Riemen oder Faden wird der Krankheitstoff übergeleitet und festgehalten; wer den Knoten löst, wird von den Leiden befallen. In vielen Gegenden ist der uralte Aberglaube verbreitet, daß man Warzen loswerden kann, wenn man ihrer Zahl entsprechend Knoten in einen Faden knüpft und diesen in die Erde vergräbt oder unter einem Stein verbirgt; wer ahnungslos auf diese Stelle tritt, „erbt" die Warzen. Wird jemand vom Fieber geplagt, so schlingt er in einen dünnen Weidenzweig so viele Knoten, wie er Tage im Fieber verbrachte. Dazu wird ein Zauberspruch aufgesagt, um die Wirkung zu vollenden. Wenn das Kind aus dem Wickelkissen genommen wird,

werden die Bänder ineinander verflochten und sorgfältig aufbewahrt. Am siebenten Geburtstag des Kindes erhält es die Bänder und muß nun die Knoten auflösen. Gelingt ihm dies leicht, so wird es Glück haben und gesund bleiben. Bedenklich ist das Gegenteil.

Wer hätte nicht gehört, daß man bösen Zauber mit Nestelknüpfen verursachen kann? Nicht weniger als fünfzig Arten, solch unheimliche Knüpfereien vorzunehmen, sind bekannt. Bei all diesem Unsinn spielt auch die Farbe der Fäden, die zum Knüpfen verwendet werden, eine große Rolle. So befreit man sich vom Fieber, wenn man einen blauen Wollfaden neunmal um die Zehe des linken Fußes legt und auf besondere Weise verknüpft. Leidet jemand an Durchfall, Harnbeschwerden oder Hämorrhoiden, so muß er einen Knoten in den linken Hemdzipfel knüpfen. Der Erfolg wird nicht ausbleiben. Es gibt aber auch Leute, die einem erklären, daß manche Leiden sofort beseitigt werden, wenn man das Hemd vergräbt. Und so hat denn auch kürzlich ein Zigeunerweib eine ganze Reihe von Bauern um ihre Hemden geprellt, die selbstverständlich nicht vergraben, sondern teuer verkauft wurden. Rudolf Virchow schrieb 1895 in seinem Werke: „Hundert Jahre allgemeiner Pathologie“: „Der Hang zur Mystik ist so tief in der menschlichen Natur begründet, daß es kaum eine Zeit gibt, wo er nicht gelegentlich zutage tritt. Gebildete Menschen versinken dann in eine Gedankenlosigkeit, wie man sie nur bei Wilden voraussetzt.“

Diese Wahrheit findet sich jetzt wieder einmal in verhängnisvollster Weise bestätigt. Scheinbar gebildete Menschen ergeben sich einem Aberglauben, wie ihm sonst Hottentotten und Buschmänner verfallen. So hat ein französischer „Heilkünstler“ namens Coué in London ein „System autosuggestiver Heilkraft“ ausgedacht. Der „Allheilkünstler“ findet solchen Zulauf, daß er täglich Hunderte von modernen Papuas behandelt. Und was verzapft Coué? — Er versteht die Kunst der Kamtschadalen und Lappen! Seine Patienten erhalten für gutes Geld einen Bindfaden, in dem sich eine größere Anzahl Knoten befinden. Vor dem Schlafengehen wird jeweils ein Knoten aufgelöst und fünf-

mal gesprochen: „Von Tag zu Tag und in jeder Hinsicht geht es mir besser.“ Wenn der letzte magische Knoten aufgedröselt ist, muß die Krankheit ein Ende gefunden haben.

Man sieht: es ist nichts so dumm, daß sich nicht Gläubige dafür fänden. Das dümmste aber ist, daß man auch diese Narretei verteidigt und die Suggestion als Erklärung für mögliche Heilungen heranzieht. K. Pre.

Alte Wahrheiten

Im Jahre 1697 war der Friedensvertrag zu Ryswyk geschlossen worden; nach der holländischen Aussprache reisweik bezeichnete man bei uns den Frieden jenes Jahres als „Reißweg-Frieden“. In jener Zeit schrieb ein Gelehrter über die wahren Ursachen des Verfalles eines Landes: „Nachlässigkeit und Unverstand sind die obersten Ursachen eines Unglücks. Ungerechtigkeit verwüstet alle Länder und dazu hilft ihre Bundesschwester, die Uneinigkeit getreulich nebst ihrem Vater Ehrgeiz. Geitz und gemeiner Eigennutz, die zween verrätherischen Räthe, reißen den besten Grund um, oder rücken allmählig die stärksten Säulen hinweg, so daß ein Reichsgebäude zerbrechen muß. Wenn die Menschen ihre meisten Gedanken der Ergetzlichkeit und Habsucht schenken, dann wird ein Reich allgemach von einer Schwachheit in die andere fallen, biß es gar zu Boden und Fremden unter den Füßen liegt. Wo Zwiespalt, Eyfersucht und Haß, Neid und Verfolgung alle Herzen entzündet, Treu und Glauben in den Staub getreten wird, was für Seegen und Ersprieslichkeit können daselbst erwachsen? Es müssen die besten Absichten ohn' Erfolg bleiben und alles gehet den Krebsgang. Die Laster aller Menschen seyn es, welche ein Volk ins Unglück bringen, die Herrschaft in Knechtschaft, den Wolstand zu Übelstand und Elend verwandeln und alls Heil in Verderben verkehren. Die obgenannten Laster richten die Pfeile wider unsere eigenen Leiber. So kommt es zuletzt dahin, daß die Einwohner eines Landes in fremde Hände gerahten und verderben.“ F. Geu.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart / In Österreich verantwortlich Robert Mohr in Wien



Briefmarken kaufen Sie enorm billig. Preisl., Ausw. z. Diensten. Versandhaus **G. Röhr, Mollhagen i. Holstein.**

Briefmarken billig z. B.

155 bessere, alle versch. M. 7.50
darunter auch Kriegsm.
210 desgl. „ 19.20
500 desgl. „ 90.—
Porto extra, Preisliste umsonst.
Markenh. **Wilh. Baumann, Berlin-Friedenau 2a,** Rembrandtstr. 3—4.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Zu Hause u. in der Gesellschaft.

Takt, guter Ton, Lebensart und Sitte. Von **Laura Frost.** 6.—10. Auflage. Gebunden 60 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Briefmarken kaufen Sie enorm billig. Preisl., Auswahlsendungen zu Diensten. Auch Ankauf jeden Postens. **Julius Reimers,** Großhdlg., **Hamburg 11a,** Gr. Burstah 53.



Nasenformer „Zello-Punkt"

D. R. Patent und **D. R. G. M.**

Das **neue Modell 21** mit 6 verschiebbaren Präzisionsregulatoren und Lederschwammpolstern ist für jede unschöne Nasenform einstellbar und formt die orthopädisch richtig beeinflußten Nasenknorpeln in kurzer Zeit normal. (Knochenfehler nicht.) **Hofrat Prof. Dr. med. von Eck** schreibt: Die Vorzüge, verbunden mit den nachweisbaren Erfolgen des Apparates, veranlassen mich, denselben dauernd zu verordnen. Ueber 200 000 St. verkauft. Jll. Beschreibung mit hunderten notariell beglaubigten Erfolgsberichten gratis. Preis komplett M. 75.—, mit weichsten Polstern M. 100.— einschließl. ärztlicher Anleitung. Versand diskret. **Fabrik orthopädischer Apparate L. M. Baginski, Berlin W 127,** Potsdamer Straße 32.



